

Der Deutsche Metallarbeiter

Wochenschrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 16

Duisburg, den 16. April 1932

33. Jahrgang

Metallarbeiterschaft, Arbeitslosigkeit und Siedlungsfragen

Arbeitslosigkeit und Rationalisierung werden in Zukunft die Gliederung des Volkes stärkstens beeinflussen. Selbst wenn die Krise vorbei ist, werden Daueropfer genug auf der Strecke bleiben. Für sie müssen Arbeit und Arbeitsstätten geschaffen werden. Heute schon macht sich der Zug aus der Stadt aufs Land sehr bemerkbar, und die Richtung vom Westen Deutschlands zum Osten wird schon klarer erkennbar. Die landwirtschaftliche Siedlung beginnt in größerem Umfange zu entstehen. Das ist, soweit der Osten in Frage kommt, eine bedeutsame staatspolitische Angelegenheit. Der Osten ist in seiner geringen Besiedlung ein Gefahrenpunkt für deutsches Leben und nationale Interessen.

Aber die zu schaffenden landwirtschaftlichen Siedlungen sollen darüber hinaus eine Stärkung des Binnenmarktes bedingen, also wirtschaftspolitische Auswirkungen haben. Noch gehen jährlich Milliarden von Reichsmark für Lebensmittel ins Ausland, von denen ein großer Teil im Inland selbst erzeugt werden könnte. Zwar muß dann auch die Wirtschaftspolitik des Reiches klüger und weitblickender sein als in den letzten Jahren. Man kann nicht z. B. auf der einen Seite die Eierproduktion durch Anlegen von Züchternfarmen steigern und dann durch hohe Zölle die Futtermittel so verteuern, daß das deutsche Ei im Konkurrenzkampf sich nicht durchsetzen kann.

Jedoch auch kulturpolitische Gründe werden die Siedlungsfragen vorwärtstreiben müssen. Auf-

gestaute und nicht zu verwertende Arbeitskraft, wie sie heute durch die Arbeitslosigkeit leider an der Tagesordnung ist, wird stets ein Nährboden für politischen und sozialen Radikalismus sein. Aber neben diesen staatlichen Zweckmäßig-

keitsgründen steht doch der Mensch, der wieder vollwertig gemacht werden muß durch Arbeit. Heute knüpfen sich die Hoffnungen zahlloser Volksgenossen an die Siedlung. Dieses erscheint im romantischen Schimmer. Den müssen wir zerreißen. Siedlungsarbeit setzt höchste Entbehrungsbereitschaft und höchste Arbeitsfreudigkeit voraus. Wer Siedlungsarbeit nur als ein Stückchen Dilettantismus betrachtet, soll die Finger davon lassen. Wir sehen in der Siedlungsarbeit mehr als ein zusätzliches Geldverdienen zum Einkommen aus industrieller Beschäftigung. Damit ist dem Siedeln als neuer volkswirtschaftlicher Kräftegestaltung nicht gedient. Der Siedler muß im allgemeinen aus der industriellen Betätigung fort und die Landwirtschaft als sein Arbeitsfeld ansehen.

Siedlung ist schwerstes Erarbeiten. Der Erfahrungssatz im Siedeln: „Erste Generation Not — zweite Generation Brot“, dürfte auch bei dem großzügigen Programm der Reichsregierung vom 10. November 1931 und der Bereitstellung von Mitteln nicht ganz in Fortfall kommen, selbst wenn viele Erleichterungen geschaffen werden. Die Siedlungsfrage ist auch für die Metallarbeiterschaft von großer Bedeutung. In dieser Nr. werden wir daher von Persönlichkeiten, denen man in der Siedlungsfrage Erfahrung zusprechen muß, einige Artikel über das Problem Siedlung bringen. Wr.



Siedlung tut not

Staatsminister Dr. h. c. Heinrich Wirtsfelder



Das gewaltigste Problem, das uns zur Zeit beschäftigt, ist die Wiederbeschäftigung der sechs Millionen Arbeitslosen, die wir zur Zeit in Deutschland haben. Wie viele davon bei einem Anziehen der Konjunktur wieder in der Industrie, in Handel und Verkehr beschäftigt werden können, läßt sich naturgemäß zur Zeit nicht übersehen. Es ist aber wohl damit zu rechnen, daß das bei einem großen Teil auch in absehbarer Zeit nicht möglich sein wird. Es gilt aber, für diese Menschen andere Existenzmöglichkeiten zu beschaffen. Nach Lage der Dinge kann dies nur eine Beschäftigung in der Landwirtschaft sein.

Dagegen wird man auf die gewiß nicht erfreuliche Lage der Landwirtschaft verweisen, die nicht einmal in der Lage ist, die zur Zeit in der Landwirtschaft Beschäftigten ausreichend zu ernähren. Demgegenüber muß darauf hingewiesen werden, daß Deutschland immer noch eine starke Einfuhr von sogenannten Edelerzeugnissen der Landwirtschaft aufweist, die zum mindesten zu einem großen Teil überflüssig gemacht werden könnte, wenn die Produktion dieser Edelerzeugnisse selbst in Deutschland stärker betrieben würde. Ich brauche nur darauf hinzuweisen, daß wir immer noch pro Jahr für rund 1/2 Milliarde RM. Eier, Geflügel, Federn und alles, was damit zusammenhängt, in Deutschland einführen. Daß wir für rund 1/2 Milliarde RM. Auslandsobst und -gemüse einführen, daß wir für annähernd 1 Milliarde RM. ausländische Molkereierzeugnisse und Ersatzstoffe für Molkereierzeugnisse in Deutschland einführen. Mit der Produktion dieser Erzeugnisse können wir ganz zweifellos noch eine große Anzahl von Menschen in Deutschland selbst beschäftigen, dadurch den Inlandskonsum nicht unerheblich steigern und damit naturgemäß indirekt wieder neue Beschäftigungsmöglichkeiten für andere Menschen schaffen.

Ich habe auf diese Notwendigkeit schon seit Jahren hingewiesen und mir, soweit das in meinen Kräften steht, die Förderung und Produktion von Edelerzeugnissen und die Maßnahmen, die dazu führen, angelegen sein lassen. Gewiß ist in Deutschland manches geschehen: wir haben allein in Preußen bis zum Anfang dieses Jahres über 55 000 Landarbeiterwohnungen gebaut, in dem letzten Jahre in steigendem Maße Eigenheime statt Werkwohnungen, weil man in den maßgebenden Kreisen einsah, daß man die Menschen auf dem Lande wohl in einem Eigenheime halten kann, aber sehr viel weniger in einer Werkwohnung. Auch auf dem Gebiete der ländlichen Siedlung ist in Deutschland, speziell in Preußen,

zweifellos vieles geschehen. Die Frage der Stadtrand- und Siedlungen, der Zurückführung von Menschen aus der Stadt wieder auf das Land hat in den letzten Jahren steigend an Bedeutung gewonnen. Die Kleingartenfrage, die vorübergehend nach dem Kriege vielleicht einmal wieder in den Hintergrund getreten ist, hat insbesondere in den letzten Jahren, in den Jahren der Not, in steigendem Maße Bedeutung gewonnen und muß auch für die Zukunft noch weiter gepflegt und gefördert werden.

Alle Bestrebungen, die diesen Zwecken dienen, die ländliche Siedlung, den Landarbeiterwohnungsbau, die Stadtrand- und Siedlung und auch die Kleingartenbewegung, zu fördern, muß Aufgabe aller Behörden und großen Organisationen sein, weil nur auf diese Art und Weise auf die Dauer eine Minderung unserer Erwerbslosenziffer zu erreichen ist. Wir haben in den letzten 60 Jahren die überschüssigen Arbeitskräfte vom Lande in die Städte und Industriebezirke gezogen und sehen nun heute ein, daß durch die Auswirkungen der verschiedensten Maßnahmen Menschen in den Städten und auf dem Lande zuviel sind, und müssen nun jetzt dazu übergehen, eine rückläufige Bewegung herbeizuführen und die überzähligen Menschen aus den Städten und Industriebezirken wieder auf das Land zu bringen.

Bedeutungsvoll dabei ist, daß bei diesem Prozeß nicht wieder die Fehler gemacht werden, die wir leider bei der Verstädtlichung und Industrialisierung unserer breiten Volksmassen gemacht haben, und deshalb ist es gut, daß die Menschen in Deutschland sich mit diesem Problem beschäftigen, daß die Kenntnis der hier notwendigen Dinge in die breitesten Kreise unseres Volkes hineingetragen wird und daß insbesondere unsere industrielle Arbeiterschaft die Bedeutung dieser Frage erkennt. So wie der erste Prozeß Jahrzehnte in Anspruch genommen hat, wird auch diese Rückumsiedlung nicht von heute auf morgen zu schaffen sein, sondern eines längeren Zeitraumes bedürfen, um eben wirksam zu werden. Aber trotzdem darf die Arbeit an diesem Problem nicht unterlassen, sondern muß nach Möglichkeit in Zukunft noch stärker gefördert werden, weil sie einem großen Teil unserer Menschen wieder einen Lichtblick in ihrer augenblicklichen verzweifeltten Lage gibt und weil wir dadurch wieder neue Hoffnung auf eine bessere Zukunft geben können. Daran mitzuarbeiten, ist eine große und schöne Aufgabe im Interesse des Wiederaufbaues unseres deutschen Vaterlandes und der Wiederbelebung zukunftsreicher Hoffnungen breiterer Volksschichten.

Wie können Metallarbeiter siedeln?



Die Aufgabe, den erwerbslosen Industriearbeitern eine neue Heimat auf dem Lande zu schaffen, ist sehr viel schwieriger als die Ansiedlung von Bauernhöfen oder Landarbeitern, die eigentlich nur eine Geldfrage ist. Sind doch Hunderttausende von Bauernstellen in verschiedensten Größen als Vollbauern-, Kuhbauern- oder Landarbeiterstellen in der Nachkriegszeit geschaffen worden. Aber auch diese Stellen, ebenso wie die Gärtner- oder Geflügelfarmstellen, haben sich nicht als krisenfest erwiesen.

Unter den Metallarbeitern kommen als Siedler vornehmlich die in Frage, die, ebenso wie ihre Frauen, auf dem Lande groß geworden sind und die sich in der Stadt als Kleingärtner weiter betätigt haben. Ihre Zahl ist doch recht erheblich.

Da das Kapital der Facharbeiter ihr Handwerkliches Können ist, wäre es ein unerträglicher Verlust, wenn diese Männer in ihrer neuen Heimat diese Kenntnisse nicht ebenfalls in begrenztem Umfange verwerten könnten. Das ist in

diesem Plan vorgesehen. Aus diesem Grunde hat er den Namen „Das technisierte Dorf“ erhalten, weil zahlreiche Handwerksstätten den Siedlern 100 Tage im Jahre, d. h. bei dreimaligem Schichtwechsel der dreifachen Zahl von Menschen, Arbeit geben sollen. Es wird bei der hier behandelten Siedlungsmethode die Existenz der Siedler dreifach verwurzelt, so daß Arbeitsschwankungen ohne Schwierigkeiten ausgeglichen werden können.

Mein Plan, den ich vor einem halben Jahr der Reichsregierung vorgelegt habe, besteht in folgendem:

In die Großlandwirtschaft, die nicht aufgeteilt wird, werden neue Dörfer eingebaut. In ein Rittergut von 8000 bis 10 000 Morgen kann ein Dorf für 400 Familien eingebaut werden. Jeder Dorfsiedler wird ein Viehalter und erhält etwa zwei Morgen Gartenland am Haus. Die Großlandwirtschaft hat die Aufgabe, Brotgetreide und Futter für das Dorf zu erzeugen und verpflichtet jeden Siedler, etwa 100 bis 150 Tage auf dem Gut zu arbeiten. Die Aufzucht des Jungviehs erfolgt



ebenfalls im Gut. Etwa 100 Tage hat jeder Siedler in den „technischen“ Betrieben des Dorfes, wie Mühle, Bäckerei, Schlächterei, Fleischwarenfabrik, Tischlerei, Schneiderei, Schuhmacherei, Sackweberei, Maschinenbauwerkstatt für Herstellung und Reparatur landwirtschaftlicher Maschinen, in der Molkerei und Käseerei, Obstkellerei, Konservenfabrik und Einlegerei, Zigarrenmacherei usw., zu arbeiten. Es verbleiben ihm also 50 bis 100 Wochentage für den eigenen Betrieb, den in der Hauptsache die Frau und Angehörige bewirtschaften. Der Viehbestand jedes Siedlers beträgt 2 Milchkuhe, 4 Schweine, 25 bis 50 Hühner und Kleintiere. Sämtliche Produkte: Milch, Eier, Fleisch, Geflügel, Obst, Gemüse, werden, soweit sie nicht zur eigenen Lebenshaltung benötigt werden, an die Verkaufszentrale des Dorfes abgeliefert, die sie in der Stadt absetzt.

Jede Siedlerstelle kostet mit lebendem Inventar 10 000 RM, von denen 4000 RM auf das Haus entfallen. Zu jeder Stelle gehört ein Landanteil von 20 Morgen sowie ein Anteil an allen technischen Betrieben und an der eigenen Absatzorganisation. Der landwirtschaftliche Großbetrieb wird zentral geleitet von tüchtigen Fachleuten wie bisher, ebenso die Absatzorganisation und die Betriebe. Die gesamte Siedlung bleibt Eigentum der geldgebenden Hand, des Staates, der Kirche, einer Bank öffentlichen Charakters usw.; die Siedler werden vorerst Pächter ihrer Stellen, da sie ja als Erwerbslose Mittel zum Kauf noch nicht besitzen. Aus den Erträgen hat jeder jährlich 500 RM aufzubringen für eine Kapitalverzinsung und -tilgung. Diese 500 RM werden verdient als Lohn für 100 Tage Arbeit in den technisierten Betrieben, die mit dreifachem Schichtwechsel arbeiten, so daß im Jahr an jedem Arbeitsplatz drei Leute beschäftigt werden. Ihren Lebensunterhalt erwerben die Siedler aus der landwirtschaftlichen, gärtnerischen und Viehhalterarbeit. Die erzielten Uberschüsse werden entsprechend den abgelieferten Warenmengen auf die Siedler verteilt zur Kapitalbildung, damit sie Eigentum erwerben können.

Die zahlreichen Gärtnerriedlungen und Geflügelfarmen haben sich deshalb nicht als krisenfest erwiesen, weil ihnen die eigene Futterbasis fehlt. Aus diesem Grunde verbindet dieser Plan die Kleinbetriebe unmittelbar mit der Landwirtschaft, um die Futterversorgung billigt sicherzustellen. Wir haben in Deutschland Mangel an fruchtbarem Land. Aus diesem Grunde müssen wir dicht siedeln und sehr intensiv arbeiten und doppelt so viele Menschen auf der gleichen Fläche existenzfähig machen.

Die Werkstattausiedlung aus der Stadt auf das Land gibt uns die Möglichkeit, an der gleichen Arbeit dreimal so viele Menschen zu beschäftigen, weil jeder statt 300 Tage im Jahr nur noch 100 Tage in der Werkstatt zu arbeiten braucht. Darin aber liegt die Lösung des Erwerbslosen-

problems in Deutschland, mit dem gleichen Arbeitsquantum mehr Menschen zu beschäftigen, als in der Stadt beschäftigt werden können!

Für die Wirtschaft bedeutet der Aufbau solcher Dörfer ein großes Arbeitsbeschaffungsprogramm. Die Bauarbeiter erhalten Arbeit bei dem Aufbau der großen Dörfer mit massiven Gebäuden in sachgerechter Weise. Gegenüber der sogenannten Weltaussiedlung kann das geschlossene Dorf mit Wasserleitung und elektrischem Strom versorgt werden, mit Schule und Kirche. Der Nachwuchs kann, soweit es sich nicht um die Erziehung von Landwirten handelt, in den Werkstätten des Dorfes zu Handwerkern herangebildet werden, d. h. die Familien bleiben zusammen. Die tierärztliche Ueberwachung läßt sich leicht durchführen, ebenso die Einrichtung einer Krankenanstalt für die Siedler, die in allen Fällen den Familien sofort Hilfe leistet und für die Fortführung des Haushalts sorgt.

Die Vorzüge solcher „technisierter Dörfer“, die insbesondere von Gesinnungsgemeinschaften aufgebaut werden, sind leicht erkennbar. Die Freiheit des Bauern hat der Siedler hier allerdings noch nicht; er muß sich in einen Arbeitsplan einfügen und einen Teil seiner Arbeit als „Lohnarbeiter im eigenen Betrieb“ leisten, während er in seinem Haus und Garten eigener Herr ist. Aber die Gemeinschaftsarbeit erbringt höhere Leistungen, die nötig sind, um das geliehene Kapital verzinsen zu können. Diejenigen Siedler, die sich zu tüchtigen Landwirten entwickeln, die auch auf einer eigenen Scholle allein erfolgreich werden wirtschaften können, sollen später die Möglichkeit finden, Bauern zu werden.

Alle neuen Formen müssen erprobt werden, da nur in der Praxis sich die zweckmäßigste Form finden läßt. Die Errichtung von einigen Versuchsdörfern sollte recht bald erfolgen, denn die Not steigt zusehends, die deutschen Erwerbslosen fordern Arbeit und wollen aus der Stadt in das Land hinaus, wo sie ihren Lebensunterhalt sich erarbeiten können.

Der Einwand, daß der ganze Betrieb kompliziert wird, kann gemacht werden. Der Einwand ist insofern richtig, als die einzelne Bauernstelle ein sehr viel einfacherer Organismus ist. Jede Fabrik ist infolge der Massierung von Menschen ein komplizierter Betrieb im Vergleich mit der Werkstatt eines Handwerkers. Hat man es deshalb abgelehnt, Fabriken zu bauen? Nein. Die Industriearbeiter werden sich schnell im technisierten Dorf einleben, das ihnen sehr viele Vorteile gegenüber der städtischen Fabrikarbeit bietet, denn sie sind in erheblichem Umfang auch selbständige Leute. Ohne Fleiß auch hier kein Preis! Da es unmöglich ist, aus Industriearbeitern sofort Bauern machen zu können, ist eine solche Uebergangs- und Einschulungsform unentbehrlich.

Vor allem aber wird die Frau es hier leichter haben als in der Kleinbauernstelle ohne fremde Hilfe! Damit wird die Landflucht aufhören, deren Ursache zum Teil die Schwere der ländlichen Frauenarbeit ist.

Auch müssen auf dem Lande manche Ansprüche zurückgeschraubt werden, die in der Stadt, wenn hochbezahlte Arbeit geleistet werden konnte, zu befriedigen waren. In den neuen Dörfern lassen sich aber leicht Einrichtungen schaffen, wie Kino, Vereinsleben, Vorträge, die das Arbeitsleben ergänzen und die Stadt bald vergessen lassen, während bei der Weitausiedlung auf den Bauernstellen der einzelne Isoliert lebt.

Innerhalb der großen dörflichen Wirtschaftsgemeinschaft, in der jeder auf eigene Rechnung arbeitet und nach seinem Fleiß und Erfolg sein Einkommen haben wird, die also keine Kollektivwirtschaft ist, soll bargeldloser Verkehr bestehen, indem jeder Pächter ein Kontobuch erhält, in dem ihm alle Lohnstunden, ebenso alle abgelieferten Waren, Milch, Eier, Vieh, Gemüse, Obst usw., gutgebracht werden, während er für all das, was er empfängt, belastet wird. Der Zweck ist der, daß die Siedler das Geld zusammenhalten müssen. Die Erfahrungen haben oft gelehrt, daß sich Menschen in kleinen neuen Existenzen durch die Händler beschwaten

lassen, Wechselschulden machen und Dinge anschaffen, die entbehrlich sind oder im Verhältnis zu ihrem wirklichen Wert viel zu teuer. Wenn die Siedler es erst einmal zu einem Vermögen gebracht haben, dann mögen sie in Freiheit damit machen, was ihnen beliebt. In der Periode des Aufbaues aber müssen die Siedler erfahrungsgemäß weitgehend geschützt und geführt werden.

Es ist eine große und verdienstvolle Aufgabe der Reichsregierung, durch den Aufbau von Versuchsdörfern neue Bahnen frei zu machen, um den Erwerbslosen aus ihrer großen Not und Demoralisierungsgefahr zu helfen. Bei der Firma A. Borstig in Berlin, deren Belegschaft gegenwärtig zum größten Teil erwerbslos geworden ist, hat sich unter Führung des Verfassers dieses Aufsatzes, der bereits vor zwölf Jahren die größte Erwerbslosensiedlung an leitender Stelle mit aufgebaut hat, eine große Gruppe von Familien zu einer Gemeinschaft zusammengeschlossen, die entschlossen ist, eine neue Heimat aufzubauen. Solche Gruppen von Menschen, die jahrelang bereits zusammen gearbeitet haben, sollten sich an vielen Stellen bilden und Herrn Dr. Stegerwald sich vorstellen, damit er die Bahnen frei macht. Es muß und es kann bald etwas geschehen; bürokratische Bedenken sind jetzt nicht am Platz.

Dr. Striemer, Berlin.

Der neue Zug: Von West nach Ost!

Jahrzehntelang hat die Wanderung vom Land in die Stadt gedauert. In der Hauptsache war es eine Wanderung vom Osten nach dem Westen, aus den dünnbevölkerten östlichen Agrargebieten in das dichtbevölkerte westliche Industriegebiet, das schließlich überbevölkert wurde. — Am auffälligsten und aus Gründen, die noch angegeben werden sollen, auch am bedenklichsten war diese Wanderung aus Ostpreußen. Aus dieser Provinz sind in der Vorkriegszeit jedes Jahr durchschnittlich über 10 000 Menschen abgewandert. Nach einer Berechnung des Direktors des Statistischen Amtes der Stadt Elberfeld waren nach der Zählung von 1910 von 1000 Beschäftigten in der Industrie des rheinisch-westfälischen Bezirkes 211,6 in Ostpreußen geboren.

Es ist nie gelungen, diese einseitige Wanderung aufzuhalten. Es ist freilich auch nie ernsthaft versucht worden. In den Jahren 1910 bis 1923 sind allein aus Ostpreußen 111 591 Menschen, hauptsächlich landwirtschaftliche Arbeitnehmer, abgewandert; in der Zeit von 1926 bis 1930 waren es schätzungsweise 150 000. Die Abwanderung vom Land in die Stadt hat also auch zu einer Zeit unvermindert angehalten, als die Ernährung in den Städten im Vergleich zum Land sehr schwierig und mangelhaft war. Erst in den letzten Jahren hat sie unter den Wirkungen der zunehmenden Massenarbeitslosigkeit nachgelassen, um allmählich zum Stillstand zu kommen.



Die Ursachen dieser Wanderung wurden lange Zeit völlig verkannt. Sie wurden aber auch häufig bestritten und falsch dargestellt. Es war viel davon die Rede, daß Vergnügungs- und Puhjucht hauptsächlich junge landwirtschaftliche Arbeitnehmer zur Abwanderung in die Stadt verleite. In Vorträgen, Zeitungsartikeln und Büchern wurde die als Landflucht bezeichnete Wanderung vom Land in die Stadt viel, allerdings auch sehr oberflächlich erörtert. In letzter Zeit wurde sie auch immer mehr ein beliebtes Thema für Doktor-Dissertationen. Daß es sich aber bei dieser Wanderung nicht um eine freiwillige oder gar mutwillige Abwanderung, sondern um eine geradezu gewaltsame Verdrängung vom Lande handelte, das rechtzeitig zu erkennen, ist leider nur ganz wenigen gelungen.

Entsprechend der falschen Beurteilung dieser Wanderung waren auch die Maßnahmen und Vorschläge zu ihrer Bekämpfung. In der Vorkriegszeit beschränkte sich der Staat darauf, den landwirtschaftlichen Arbeitnehmern die Freizügigkeit zu verweigern. Geholfen hat das bekanntlich gar nichts. Es hat erst recht dazu beigetragen, gerade selbstbewusste und tüchtige Arbeitnehmer aus der Landwirtschaft zu vertreiben und dem östlichen Grenzlanddeutschum Kräfte zu entziehen, die es nicht entbehren kann.

Für die ostdeutsche Großlandwirtschaft und größtenteils auch für die zuständigen Behörden war die Landflucht weiter nichts als eine betriebswirtschaftliche Angelegenheit der Landwirtschaft. Es kam nur darauf an, der Landwirtschaft die notwendigen Arbeitskräfte zu sichern. Und da trotz der drückenden Gefindeordnung die Abwanderung nur erschwert, aber nicht aufgehalten werden konnte, andererseits es eine einseitige Wanderung vom Osten nach dem Westen war, wurden die aus der Landwirtschaft gewaltsam verdrängten deutschen Arbeiter durch polnische ersetzt. Jahr um Jahr wurden einige hunderttausend polnische Landarbeiter nach Deutschland hereingeholt. Die Rückführung derselben nach beendeter Erntearbeit war zwar behördlich angeordnet, wurde jedoch von den Gutsverwaltungen häufig unterlassen, um im nächsten Jahre die Kosten für Anwerbung und für die Reise zu sparen. Es muß erwähnt werden, daß sogar im vergangenen Jahre, als in Deutschland rund 5 Millionen deutsche Arbeiter, darunter rund 150 000 landwirtschaftliche Arbeiter während der Ernte, arbeitslos waren, ungefähr 42 000 polnische Wanderarbeiter amtlich zugelassen und beschäftigt wurden. Verlangt waren über hunderttausend. Die ohne behördliche Genehmigung über

die Grenze geholten polnischen Arbeiter sind in der letztgenannten Zahl nicht enthalten. Es muß weiter erwähnt werden, daß sich für die unbegrenzte hereinholung ausländischer Wanderarbeiter hauptsächlich jene Kreise der ostdeutschen Großlandwirtschaft einsetzten, die ihren im allgemeinen sehr problematischen Patriotismus anderen Leuten gegenüber recht aufdringlich hervorkehren.

Bevorzugt wurden die polnischen Arbeiter nicht aus betriebswirtschaftlichen Gründen, wie fälschlicherweise behauptet und unklugerweise häufig geglaubt wurde. Sie waren kulturell anspruchsloser als deutsche Arbeiter, durch Kontrakt an den Betrieb gebunden, erhielten den Barlohn erst nach Ablauf der Vertragsdauer, waren sozialrechtlich wenig geschützt und konnten insolgedessen beliebig behandelt werden. Und sie konnten ohne Trennung nach Geschlechtern in die erbärmlichen Schlitterkasernen hineingesteckt werden.

Durch diese systematische, in der Vorkriegszeit auch noch unbegrenzte hereinholung polnischer Landarbeiter nach Deutschland wurde die Abwanderung vom Lande erst recht zu einem geradezu unheimlichen Zug vom Osten nach dem Westen. Denn wäre es der ostdeutschen Großlandwirtschaft, schließlich der Großlandwirtschaft überhaupt, behördlicherseits nicht so leicht gemacht worden, die verdrängten deutschen Arbeiter durch polnische zu ersetzen, dann hätte sich im Osten die ländliche Arbeitsverfassung weiterentwickeln und sich dem allgemeinen Kulturstand unseres Volkes anpassen müssen. Dann wäre die soziale Entwicklung des Ostens eine andere gewesen und dann wären auch die Hauptursachen der Abwanderung beseitigt worden. Wohl wären auch Menschen vom Land in die Stadt gezogen. Das wäre auch erträglich gewesen. Zu normalen Zeiten mag das sogar erwünscht und notwendig sein. Aber die Wanderung hätte nicht das bedenkliche Ausmaß angenommen und wäre nicht nur einseitig in die Stadt erfolgt. So aber wurden durch eine mit allen Mängeln früherer Selbstregierung behafteten Arbeitsverfassung jährlich tausende deutsche Menschen aus ihrer Heimat vertrieben, die oft genug ihr ganzes Leben lang in der Stadt wurzellos blieben und als Enttäuschte und Verbitterte das große Reservoir füllten, aus dem die radikale Agitation schöpfte.

Es können hier nicht alle Ursachen dieser Wanderung einzeln aufgezählt werden. Festzuhalten ist aber, daß die Abwanderung aus dem Osten hauptsächlich durch die ländliche Arbeitsverfassung verschuldet wurde. Zum Teil allerdings auch durch die häufig noch sehr schlechte Behandlung der Landarbeiter und ganz besonders auch dadurch, daß dem landwirtschaftlichen Lohnarbeiter im allgemeinen jede Aufstiegsmöglichkeit innerhalb des Berufsstandes verlegt ist. Die Abwanderung vom Land in die Stadt in anderen Gegenden hat ihre Ursachen hauptsächlich darin, daß nachgeborenen Bauernkindern auf dem Lande wenig Existenzmöglichkeiten, oft genug nicht einmal die Möglichkeit zur Gründung eines eigenen Hausstandes geboten ist.

Die nun durch die Massenarbeitslosigkeit in der Industrie scheinbar zum Stillstand gekommene, wahrscheinlich aber doch nur unterbrochene Wanderung von Ost nach West muß ins Gegenteil, zu einer Wanderung von West nach Ost, umgewandelt werden. Das ist bestimmt nicht so leicht, wie häufig angenommen wird; es ist aber auch nicht so schwer oder gar unmöglich, wie ebenso häufig behauptet wird. Notwendig und dringend ist es aus mannigfachen Gründen. Zunächst aus nationalen. Das im Osten bedrohte Deutschtum kann auf die Dauer nicht von einer dünnen, mit dem Staat verfeindeten Oberschicht verteidigt werden. Nachdem die ostdeutsche Großlandwirtschaft jede soziale Reform zu verhindern sucht und sich entschieden weigert, die ländliche Arbeitsverfassung der heutigen sozialen Rechtsauffassung anzugleichen, muß die soziale Reform im Osten ohne und unter Umständen auch gegen den Großgrundbesitz eingeführt werden. Das ist nicht nur eine Angelegenheit, die Arbeitnehmer und Arbeitgeber angeht, das ist eine nationalpolitische Notwendigkeit. Es muß die im Osten fehlende soziale Mittelschicht geschaffen werden. Und es muß



das dünnbevölkerte Grenzgebiet stärker bevölkert werden. Auf der anderen Seite der Grenze geschieht dasselbe. Nach einem Bericht von Geheimrat Sering betrug in der Zeit von 1919 bis 1928 die Zahl der Neusiedlungen in Ostdeutschland 16 127. In Polen hingegen betrug sie von 1919 bis 1927 insgesamt 109 100. Die gesamte Siedlungsfläche betrug auf deutscher Seite 309 542 Hektar, auf polnischer aber in einem um ein Jahr kürzeren Zeitraum 1 413 700 Hektar!

Eine Umgruppierung der Bevölkerung ist aber auch notwendig, um der Massenarbeitslosigkeit wirksam entgegenzuarbeiten. Vorerst ist nicht damit zu rechnen, daß die große Zahl Arbeitsloser in den Industriegegenden in absehbarer Zeit wieder in den Produktionsprozeß eingeschaltet werden kann.

Freilich geht es nicht, alle Arbeitslose auf dem Lande anzusiedeln. Das ist auch gar nicht notwendig. Was geschehen kann, das soll an anderer Stelle näher erörtert werden.

Notwendig ist, den unserem Volk im engeren Sinn verbliebenen Lebensraum neu aufzuteilen und ganz auszunützen! Es mag noch so sehr verübelt und auch falsch gedeutet werden, gesagt muß es doch werden: notwendig ist eine andere Grundeigentumsverteilung. Nicht erst seit heute, nun ist sie nur dringender geworden. Notwendig wäre das schon früher gewesen. Denn es ist ein Unding, daß bei verdoppelter Bevölkerungszahl die gleiche Grundeigentumsverteilung gewalttätig und unter größten Opfern für die Allgemeinheit aufrechterhalten wird, die schon bei einer Bevölkerungszahl von 30 Millionen nicht mehr einwandfrei war, die auch nicht auf einwandfreie Weise zustande gekommen ist. Die volkswirtschaftliche und soziale Entwicklung kann einem Volk nicht zum Vorteil gereichen, wenn von dieser Entwicklung das Land ausgeschlossen bleibt. Auf der einen Seite sind Millionen, die sich nach Arbeit, nach einer Heimstatt sehnen. Und auf der anderen Seite ist Land und ist Raum und die Möglichkeit, dieses Sehnen zu erfüllen. Das auszugleichen ist eine soziale, ist eine nationale Notwendigkeit und ist auch möglich.

Vor allem das letztere ist mit ausschlaggebend. Viele sind mit allerlei zweifelhaften Darlegungen bei der Hand, ohne selbst Mittel und Wege zur Besserung anzugeben. Die Siedlung aber bietet die große Chance für die deutsche Nation, sich selbst in sich stärker zu befestigen. Hbm.

Wie ist es mit der Vorstadtsiedlung?



Der Plan der Reichsregierung auf Errichtung von Vorstadtsiedlungen für Erwerbslose, an dessen Durchführung in manchen Orten bereits gearbeitet wird, hat teils freudige Zustimmung, teils leidenschaftliche Ablehnung gefunden. Darauf soll später eingegangen werden. Zunächst sollen die dazu vom Reichsiedlungskommissar veröffentlichten Richtlinien besprochen werden.

Das Reich gewährt für vorstädtische Kleinsiedlungen niedrig verzinsliche Tilgungsdarlehen im Höchstbetrage von 2500 RM je Stelle. Für die ersten drei Jahre ist der Zinssatz auf 3% festgesetzt. Später beträgt die Verzinsung 4%, wozu noch 1% Tilgung kommt. Die Verzinsung beginnt mit dem der ersten Ernte folgenden Kalenderjahr, jedoch nicht vor Fertigstellung der Gebäude. Wenn mindestens 30% der Gesamtkosten der einzelnen Stelle vom Siedler oder vom Siedlungsträger aufgebracht werden, kann der Zinssatz für die ganze Darlehnsdauer auf 2% ermäßigt werden.

Träger des Siedlungsvorhabens sind die Länder, Gemeinden oder Gemeindeverbände, die ihrerseits die Trägerschaft Wohnungsfürsorgegesellschaften, gemeinnützigen Siedlungsunternehmungen und dergleichen übertragen können, insofern sie die selbstschuldnerische Bürgschaft für die Reichsdarlehen übernehmen. Die Auswahl geeigneter Siedler ist Sache der Siedlungsträger, die mit den Arbeitsämtern und den öffentlichen Fürsorgestellen zusammenarbeiten sollen. Alle Arbeiten sind, soweit das möglich ist, von Erwerbslosen, und zwar in erster Linie von solchen zu verrichten, die Kleinsiedlerstellen erhalten sollen. Es wird dabei mancherorts bereits so verfahren, daß die fertiggestellten Siedlerstellen an die Bewerber verlost werden, vorher also keiner weiß, welche Stelle er erhalten wird.

Als Siedlungsbewerber kommen nur Erwerbslose und Kurzarbeiter in Frage, die sich freiwillig melden und eine Mindestzahl von Tagen mitarbeiten oder mitgearbeitet haben. Sie oder ihre Familienangehörigen müssen zur Bewirtschaftung der Stelle geeignet sein. Bevorzugt werden langfristig erwerbslose oder kinderreiche Familien.

Das Siedlungsgelände soll möglichst so gelegen sein, daß erwerbslose Siedler bei Besserung der Wirtschaftslage eine haupt- oder nebenberufliche Tätigkeit aufnehmen können. Die Siedlerstellen sollen so groß sein, daß die Beschaffung des Lebensunterhaltes für die Familien der Erwerbslosen wesentlich erleichtert wird, so daß in absehbarer Zeit die öffentlichen Fürsorgeausgaben für Erwerbslose vermindert werden. In der Regel sollen die einzelnen Stellen nicht unter 600 und nicht über 5000 Quadratmeter groß sein. Die Möglichkeit einer späteren Vergrößerung soll überall da, wo es die örtlichen Verhältnisse gestatten, vorgesehen werden.

Im Rahmen der Vorstadtsiedlung werden auch für Kleingärten, die nicht unter 400 Quadratmeter groß sein sollen, unverzinsliche Tilgungsdarlehen bis zum Höchstbetrage von 100 RM je Kleingarten gewährt. Als Kleingärtner kommen ebenfalls nur Erwerbslose und Kurzarbeiter in Frage, wobei solche mit kinderreichen Familien bevorzugt werden sollen.

Das ist der wesentliche Inhalt der vom Reichskommissar veröffentlichten Richtlinien zur Durchführung der geplanten Vorstadtsiedlung. Auskünfte über besondere örtliche Maßnahmen werden von den Trägern des Siedlungsvorhabens (Regierung, Gemeinde usw.) jederzeit erteilt. Grundsätzlich wäre zu dem Plan der Vorstadtsiedlung noch folgendes kurz zu sagen:

Der Plan ist durchaus zu begrüßen und zu unterstützen. Zwar wird seine Durchführung kaum die mancherorts erwartete finanzielle Entlastung der Gemeinden zur Folge haben, es sei denn, daß in kurzer Zeit mehr Vorstadtsiedlungen errichtet werden, als vorläufig geplant sind. Aber die verneinende Kritik ist unbedingt zurückzuweisen. Es hat doch keinen Sinn, dauernd die Notwendigkeit einer Auslöschung der Großstädte zu betonen und dieses allgemein als notwendig anerkannte Ziel allein mit landwirtschaftlichen Siedlungen erstreben zu wollen. Vorstadtsiedlungen sind als Übergang geradezu unentbehrlich. Schließlich müssen doch auch wieder Wohnungen gebaut werden. Die Vorstadtsiedlungen werden besonders von kinderreichen Familien als Wohltat empfunden werden, die oft genug Schwierigkeiten haben, überhaupt eine Wohnung zu erhalten, und meistens nur unter dem Druck der amtlichen Wohnungsbewirtschaftung zwangsläufig geduldet werden. Es kann hier davon abgesehen werden, den seelischen Gewinn zu schildern oder sich darüber zu unterhalten, daß mit der geplanten Vorstadtsiedlung das Verlangen nach Land und nach einem eigenen Heim wenigstens teilweise erfüllt wird. Aber auf einen Umstand muß mit Nachdruck hingewiesen werden, und zwar darauf, daß durch die Vorstadtsiedlung tausende Mütter von dem für sie besonders drückenden Zwang zur Lohnarbeit befreit werden. Denn durch die Bewirtschaftung der Siedlerstelle ist es der Frau möglich, zum Unterhalt der Familie beizutragen, ohne tagsüber von den Kindern getrennt zu sein. Das ist doch ein sehr beachtlicher sozialer Fortschritt! Ganz abgesehen von den sonstigen Vorteilen des Eigenheims ist die Vorstadtsiedlung gerade aus Gründen des Familienschutzes möglichst zu fördern.

Abfällig wird beurteilt, daß die Häuser der Vorstadtsiedlungen aus Holz erstellt werden. Diese abfällige Kritik beruht auf einem in keiner Beziehung begründeten Vorurteil gegen Holzhäuser. Es können hier nicht alle Vorzüge des Holzhauses aufgezählt werden. Daß Holzhäuser den aus anderem Material hergestellten Einfamilienhäusern vorzuziehen sind, das soll jedoch betont werden. Davon können und werden sich auch diejenigen recht bald überzeugen, die die aus Holz erbauten Vorstadtsiedlungen künftig bewohnen werden.

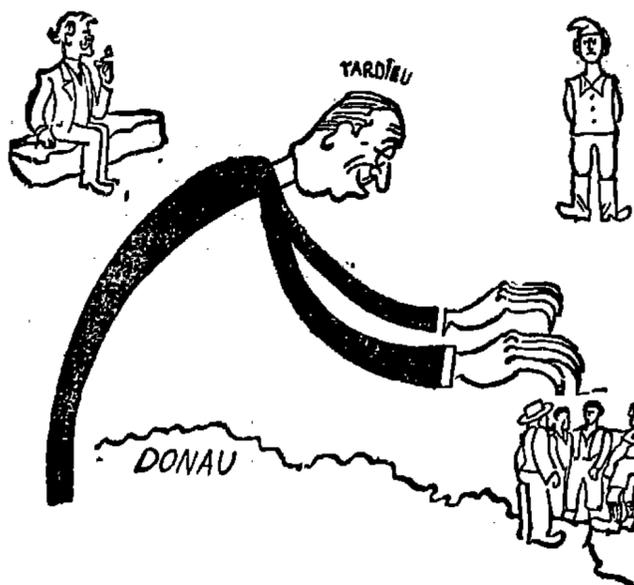
Freilich muß aus Sparsamkeitsgründen auf Einfachheit gesehen werden. Aber schließlich lassen sich diese einfachen Siedlungen bei einigermaßen Fleiß und Sinn für Wohnungskultur recht freundlich gestalten. Und selbst Mängel der Anfangszeit könnten an der bedeutungsvollen Tatsache nichts ändern, daß mit der nun endlich begonnenen Vorstadtsiedlung ein Weg beschritten wurde, auf dem mutig fortzuschreiten für viele Befreiung aus größter seelischer Not ist. H. B.

Die wirtschaftliche Seite des Donaubund-Plans



Nachdem sich die Aufregung, die der französische Donauplan in den letzten Wochen auslöste, allmählich gelegt hat, melden sich immer mehr Stimmen aus allen Teilen Europas, die ihre Meinung zu den Vorschlägen Tardieus, des französischen Ministerpräsidenten, abgeben. Wenn es auch noch eine Zeit dauern wird, bis sich aus den Erörterungen ein Plan abhebt, der Aussicht auf Durchführbarkeit und praktische

Bewährung findet, so steht doch jedenfalls fest, daß die Vorschläge Tardieus nur eine rein politische und keine wirtschaftliche Lösung bedeuten. Im Grunde genommen, ist dem französischen Plane das eigen, was man im vorigen Jahre dem deutsch-österreichischen Vorgehen von französischer Seite zum Vorwurf machte. Tardieus Plan zielt dahin, ein Mitteleuropa zu schaffen, das gegen Deutschland und Italien gerichtet ist. Bemerkenswert ist, daß die eigentlichen Donaustaaten selbst



Tardieu möchte gern seinen Donaubund aus der Taufe heben, nur die Täuflinge scheinen nicht damit einverstanden.

einsehen, daß eine wirtschaftliche Großmacht erforderlich ist, um das notwendige größere Absatzgebiet für Mitteleuropa zu bilden und den Donaubund-Plan überhaupt tragbar zu gestalten. So steht z. B. die jugoslawische Wirtschaft auf dem Standpunkt, daß ein Plan ohne Mitwirkung Deutschlands nicht in Betracht kommen könne, weil eben Frankreich und Italien in der Wirtschaftspolitik Mitteleuropas lange nicht die überragende Rolle spielen wie das über 60 Millionen Konsumenten zählende Deutsche Reich. Das weiß auch Frankreich, dessen Marktinteresse an dem Südostblock nur gering ist. Im Vordergrund stehen bei diesem Land die finanzpolitischen Interessen, hat doch Frankreich in dem südosteuropäischen Raum mindestens 10 Milliarden Franken aus politischen Gründen investiert.

Frankreich sucht inzwischen durch finanzielle Subventionierungen den Balkan noch stärker von sich abhängig zu machen. Es verbindet mit Anleihen wirtschaftliche Forderungen, Fragen, welche vor allem für unsere deutsche Kleisen- und Elektro-Industrie von allergrößtem Interesse sind.

Geht man an die Donaubund-Frage frei von jeder politischen Einstellung, rein sachlich und mit Hilfe der vorhandenen Unterlagen statistischer Natur heran, so zeigt sich deutlich, daß nur Deutschland, in beschränktem Umfang auch Italien, in der Lage sind, die Ueberschüsse der mitteleuropäischen Staaten aufzunehmen und damit diesen Ländern entscheidende Hilfe zu leisten. Auf Grund einer in einer Wiener Finanzzeitung erschienenen eingehenderen Aufstellung über die gegenseitigen Beziehungen der in Betracht kommenden Staaten stellt sich heraus, daß eine Donauföderation nur dann lebensfähig erscheint, wenn Deutschland als Absatzgebiet in diese Kombination einbezogen wird. In bezug auf die Warenausfuhr ergibt sich folgende Uebersicht (in Prozent des Gesamtausfuhrwertes):

Herkunftsland	Bestimmungsland				
	Deutschl.	Oesterreich	Tschechosl.	Ungarn	Jugosl.
Deutschland	—	2,48	3,70	0,80	0,92
Oesterreich	20,20	—	11,70	6,90	7,50
Tschechoslowakei	15,52	13,66	—	2,20	6,33
Ungarn	12,40	28,40	4,20	—	6,60
Jugoslawien	11,31	15,15	15,49	6,62	—

Andererseits hat natürlich auch Deutschland besonderes Interesse an dem Donaunraum, und auf Grund seiner Außenhandelsentwicklung mit diesen Staaten kann es selbstverständlich nicht seine Zustimmung dazu geben, daß es aus der handelspolitischen Blockbildung im Südosten ausgeschaltet wird.

Wir müssen danach trachten, uns nach Südosten einen großen Wirtschaftsraum zu schaffen. Wir müssen die Verbreiterung unserer Einflußbasis in erster Linie dort suchen, wo dem industriellen Deutschland überwiegend landwirtschaftliche Gebiete vorgelagert sind. Gerade nach Südosteuropa kann ein Weg für unseren industriellen Export geöffnet werden, der in seiner Bedeutung gewiß einzuschätzen ist. Erst die großen Agrarkonferenzen von Bukarest, Sinala und Warschau mußten uns die Augen darüber öffnen, daß wir auch Verpflichtungen gegenüber den europäischen Getreideländern haben. Die in Angriff genommene Industrialisierungstendenz

im südöstlichen Raum ist wieder abgeebbt, und für die deutsche handelspolitische Orientierung ist es heute ein Plus, daß die Erkenntnis von der gesunden Arbeitsteilung zwischen den Industriestaaten und den Agrarländern Mitteleuropas in diesen Ländern zu dämmern beginnt. Jene Konferenzen von Bukarest, Sinala und Warschau offenbarten die aufs äußerste zugespitzte Krise der Ostländer; sie waren mehr als bloße, aus der Praxis der Tagesfragen entspringende Versuche zu einer umfassenderen handelspolitischen Neuordnung der Beziehungen dieser Staaten untereinander. Diese Konferenzen waren vielmehr auch ein Protest gegen die immer mehr zutage tretenden Auswirkungen der Friedensvertragspolitik. Dieses „balkanisierte Mitteleuropa“ sucht nach neuen Entwicklungen, sucht nach Verbreiterung des handelspolitischen Raumes nach Westen. Die Zerstörung zusammenhängender Wirtschaftsräume durch die Friedensverträge hat die wirtschaftliche Entwicklung in Europa um Jahrzehnte zurückgeworfen. Dies hat man auch in den südosteuropäischen Staaten begriffen; man erkennt aber auch mehr und mehr, daß Frankreich die Macht ist, die heute die europäische Gestaltung bestimmt und daß Frankreich das geringste Interesse daran hat, durch ein Gebilde sich ergänzender Industrie- und Agrarstaaten der krisenhaften Wirtschaftsgestaltung in den südöstlichen Ländergruppen zu begegnen.

Keinesfalls darf uns dieses Südosteuropa von Frankreich verbaut werden. Paris sucht den Zustand Nachkriegseuropas in Erstarrung zu halten oder wenigstens eine Neugruppierung in seinem Sinne durchzuführen.

Die harte Arbeit, die uns bevorsteht, wird leichter sein, wenn wir mit den Teilen der Welt zusammengehen, die zu einem verständigen gegenseitigen wirtschaftlichen Zusammenwirken bereit sind.

Wir stoßen letzten Endes auf Verständnis bei den mitteleuropäischen Staaten, zumal bei diesen der Warenaustausch auf Gegenseitigkeit beruht und die Donauländer zu genau wissen, daß sie sich eventuell einer Einfuhrsperre Deutschlands aussetzen würden, wenn der Versuch zur Ausschaltung der deutschen Wirtschaft gemacht würde. — Allerdings ist man bei uns über den Vorteil einer Handelsorientierung nach den Donaustaaten zweierlei Meinung. Es bestehen Schwierigkeiten hinsichtlich des Schutzes der deutschen Landwirtschaft. Jedoch wird gerade bei diesen Ländern der wertvolle Ausgleich des industriellen Exports gefunden, den Deutschland bei den meisten Ueberseeeländern vergebens sucht. Das soll natürlich nicht heißen, daß Deutschland sich wirtschaftlich auf Südosteuropa allein festlegt.

Es gilt für Deutschland, in der Aufmerksamkeit, die man den Donaustaaten schenkt, nicht zu erlahmen, denn hinter den Kulissen wird eifrig geschoben, und wenn auch Frankreich die Staaten nach außen hin wenigstens noch über die Möglichkeiten ihrer Gruppierung selbst unterhalten läßt, so steht es doch zu jeder Zeit bereit — wie es jetzt der Tardieu'sche Vorstoß zeigt — zu gegebener Stunde einzugreifen. Dr. Flemmig

Die Gefahrenpunkte Osteuropas



Es gilt für Deutschland, in der Aufmerksamkeit, die man den Donaustaaten schenkt, nicht zu erlahmen, denn hinter den Kulissen wird eifrig geschoben, und wenn auch Frankreich die Staaten nach außen hin wenigstens noch über die Möglichkeiten ihrer Gruppierung selbst unterhalten läßt, so steht es doch zu jeder Zeit bereit — wie es jetzt der Tardieu'sche Vorstoß zeigt — zu gegebener Stunde einzugreifen. Dr. Flemmig

Goldhortung und Weltwirtschaftskrise

III.

Man kann nicht leugnen, daß Frankreich diesen Goldhort würdig zu wahren weiß. Denn wenn man den Berichten glauben darf, haben etwa 1500 Menschen drei Jahre lang gearbeitet, diese modernste Schatzkammer der Welt zu schaffen: ein Fort, sechzig Meter unter der Erdoberfläche, mit eigenen Brunnen und Kraftanlagen, umgeben von mehreren, etliche Meter dicken Mauern aus Eisenbeton und Panzerstahl. Für 1000 Mann Besatzung ist Raum, die dort mit den Mitteln modernster Technik jedem Angriff heutiger Zerstörungskunst trotzen können; besonders gesichert sind die Aufzugsschächte, die diese goldene Unterwelt mit dem rosigen Licht des Tages verbinden.

Und weiter fließt der goldene Strom nach Frankreich hinein. Die günstige Geldlage beschwingt die Wirtschaft, die Wirtschaft geht zur Selbstfinanzierung über, der Mittelstand fühlt sich ganz in seinem Spar- und Sicherheitselement, immer mehr neues Kapital bildet sich, immer fester schließt der Ring, aus dem alles entspringen, der alles umfaßt; immer höher steigt das Gold in der unterirdischen Festung.

Amerika und Frankreich

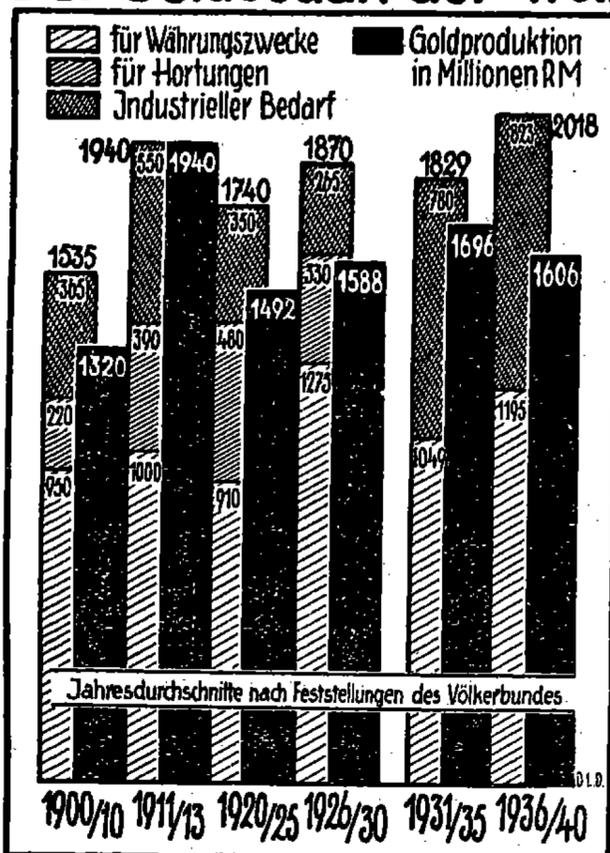
Zwar hat Amerika Ende 1930 einen Goldschatz von nahezu 20 Milliarden; aber in diesem wirtschaftlich so expansiven Land bestehen für Währung, Wechsel, Banken und den ganzen Kreditverkehr Deckungsvorschriften, die strenger sind als in allen anderen Ländern, so daß im Grunde von diesem ganzen Goldhaufen nur etwa 1,2 Milliarden frei sind. Die Guthaben Frankreichs betragen aber 2,5 Milliarden; man kann den Angriff auf Amerika also wagen. Und sie wagen ihn! Von seinen Depositen kündigt Frankreich innerhalb 14 Tagen nicht weniger als 1,8 Milliarden. Das ist selbst Amerika zuviel. Am 8. Oktober erhöht es den Diskont. Eine eindrucksvolle Abwehrhandlung im Lande des betont niedrigen Diskonts. Was aber tut Frankreich: Trotz seiner gewaltigen Goldzuflüsse und entgegen allem Sinn des Diskonts erhöht es seinen Diskontsatz innerhalb 24 Stunden auf genau die Höhe Amerikas. Eine goldfriedliche Regierung hätte das Umgekehrte tun müssen. Und damit fällt die letzte Maske: diese Erhöhung wird Kundgebung und letzter Beweis, daß Frankreichs Gold nicht mehr wirtschaftlichen Gesetzen, sondern machtpolitischen Willen folgt; diese Erhöhung wird zu einem Hohn auf alle Wirtschaftsgesetze, nach denen alle Welt Menschenalter hindurch gehandelt hat; diese Erhöhung ist die vollkommenste Mißkennung der Grundgesetze der kapitalistischen Geldwirtschaft, denn zur gleichen Zeit liegen bereits 7 Milliarden, die über den normalen Deckungsbedarf Frankreichs hinausgehen, tot und ungenutzt in den französischen Bankkellern. Frankreich aber, gestützt auf sein Heer, auf seinen Goldschatz, auf seine unangreifbare Schneckenhaus-Wirtschaft, kann es wagen, der kapitalistischen und sonstigen Welt den Hohn ins Angesicht zu schleudern, seine Diskonterhöhung sei nichts Geringeres als eine Solidaritätserklärung mit den USA. Die USA. aber erhöhen ihren Diskont abermals und zwingen Frankreich vor aller Welt, entweder eine abermalige, ihm selbst gefährliche Diskonterhöhung vorzunehmen oder in Verhandlungen zu treten. Kurz darauf ist Frankreichs Ministerpräsident Laval auf dem Wege nach Washington.

Inzwischen hat sich in den USA. eine Gewitterschwüle entwickelt. Man traut der Wirtschaft nicht mehr, denn die heilige Prosperität hat sich als sterblich erwiesen. Und nach diesem Mißtrauen handelt man. Es werden Noten gehamstert, denn gehamsterte Noten sind besser als irgendwie verlorene; es wird Gold gehamstert, soweit man es haben kann, denn Amerika hat noch umlaufende Goldmünzen. Eine Inlandskapitalflucht setzt ein, die auf 4 Milliarden geschätzt wird. Mitten in diese Hamsterei von Banknoten und abgehobenen Bankguthaben treffen die französischen Kündigungen. Die komplizierte Golddeckung des Dollars scheint auf einmal frag-

lich; und nun setzt ein unerhörter Vorgang ein: nichts gilt mehr die Kraft von 123 Millionen tatgewohnter Menschen gegenüber den kaum 41 Millionen rentengewohnter, Goldhortender Franzosen; im Dunkel verdrämmern die reichen Schätze und Aufgaben des 14mal größeren Landes gegenüber dem goldleuchtenden Frankreich. Die Flucht aus dem Dollar wird zu einer Flucht in den Franken. Ironie: gerade dieser Vorgang dient Frankreichs Plänen; denn das Abströmen des Franken nach Amerika schafft Frankreich sogar Erleichterung; sein Geldumlauf im Lande wird kleiner, seine Goldfülle weniger drückend, seine Stellung Amerika gegenüber stärker. So festigt nun auch Amerikas Denken in Gold die Verhandlungs-

stellung Lavals in Washington, mit dem Ergebnis: a) Frankreich belästigt wohl seine restlichen Guthaben von etwa 1 Milliarde Reichsmark in Amerika, aber b) die USA. haben durch eine entsprechende Deflationpolitik den Goldstandard zusammen mit Frankreich zu verteidigen, und c) die USA. überlassen Frankreich die militärische Vorherrschaft in Europa!

Der Goldbedarf der Welt



Noch lassen sich die Folgen kaum abschätzen, denn mit dieser Einigung über das Denken in Geld wurde auch der Gedanke des Diskonts vergewaltigt. Diskont diente der Steuerung der Kapitalien in der Wirtschaft. — Was will eine Diskonterniedrigung? Sie drückt aus, daß für Kreditnehmer in zunehmendem Maße Geld vorhanden ist. Eine Diskonterhöhung? Sie will im Inland diejenigen Kreditnehmer, die im kritischen Zeitpunkt nicht unbedingt Geld brauchen, zurückdrängen, die Kreditwirtschaft im ganzen einschränken und die Spekulanten ernüchtern; im Ausland Geld anlocken durch Anerbieten höherer Zinsen, so daß durch all das der eigene Geldmarkt erleichtert wird. — Dieser höchste und feinste Exponent der kapitalistischen Wirtschaft ist zu einem politischen Hebel geworden. Seit Frankreichs großem Goldangriff dient der Diskont nicht mehr der Steuerung der Kreditwirtschaft, sondern der Steuerung der Politik. Und damit zeichnet sich hinter den Abkommen von Washington eine letzte, höchste Gefahr drohende Verkehrung aller wirtschaftlichen Vernunft ab; das Endergebnis des größten kapitalistischen Trugschlusses aller Zeiten, seine Krönung durch das Gold: die Teilung der Welt zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten, Frankreich die östliche Halbkugel, den Vereinigten Staaten die westliche. Eine Teilung nicht der Güterleistungen, denn daran sind andere ganz erheblich beteiligt, sondern eine Teilung der Funktionen über diese Güter, wodurch die anderen, fremden, mit erfaßt werden. — Und schon marschiert Frankreich nach dem Osten. Es sucht den Balkan, ja selbst Sowjetrußland in irgendwelche Abhängigkeit von sich zu bringen. Und von da bis Asien ist ein Sprung.

Hausleiter.

Die Wirtschaftsentwicklung im zweiten Halbjahr 1931

VII.

Konkurse und Vergleichsverfahren



Die Verschärfung der Wirtschaftskrise im Jahre 1932 findet ihren Ausdruck in der Zahl der Konkurse und Vergleichsverfahren. Gegenüber dem Vorjahr ist die Zahl der Konkurse um 2229 gestiegen. Die Zahl der Vergleichsverfahren nahm gegenüber dem Vorjahr um 1424 zu. Sogar die Ziffern des Krisenjahres werden jetzt überschritten. Nach „Wirtschaft und Statistik“ ergeben sich folgende Zahlen:

Jahr bzw. Monat	Konkurse		Vergleichsverfahren	
	Gesamt	Monats- durchschnitt	Gesamt	Monats- durchschnitt
1913	12 756	1063	—	—
1914	10 480	873	—	—
1925	10 876	906	5634	469
1926	12 238	1020	7834	653
1927	5 644	460	1428	119
1928	8 071	670	3184	265
1929	10 143	845	5194	433
1930	11 583	965	7362	613
1931	13 599	1133	8499	708
Januar 1931	—	1085	—	850
Februar 1931	—	1065	—	546
März 1931	—	1240	—	662
April 1931	—	972	—	655
Mai 1931	—	956	—	655
Juni 1931	—	1034	—	647
Juli 1931	—	1013	—	657
August 1931	—	1065	—	607
September 1931	—	1341	—	743
Oktober 1931	—	1435	—	1010
November 1931	—	1215	—	935
Dezember 1931	—	1178	—	864

Erst gegen Ende des Jahres macht sich langsam eine Abnahme bemerkbar.

Die einzelnen Wirtschaftszweige sind unterschiedlich von den Insolvenzen betroffen. Besonders hoch ist die Zahl der Konkurse in der Textilbranche, im Lebensmittelgewerbe und in der Eisen-, Metall- und Maschinenindustrie.

Wie sich die Konkurse und Vergleichsverfahren auf die einzelnen Wirtschaftszweige verteilen, zeigt die nachstehende Aufstellung. Besonders beachtlich ist dabei das Verhältnis zu den Ziffern von 1926, dem Jahre schwerer Krise. Allerdings ist zu bemerken, daß damals viele Unternehmen, die, aus der Inflationszeit stammend,

keine solide, feste Grundlage hatten, zusammenbrachen und heute viele alte, sonst gesunde Unternehmungen zusammenbrechen.

Wirtschaftszweig	Konkurse			Vergleichsverfahren		
	1926	1930	1931	1926	1930	1931
Textil	3361	2344	2890	2378	2046	2334
Schuhe, Leder	912	574	624	589	525	571
Lebensmittel	2410	2270	2750	1183	943	1184
Tabak	369	244	229	153	104	91
Spirituosen, Wein	287	455	546	149	216	221
Schokolade und Zuckerwaren	183	134	160	82	65	100
Eisen, Maschinen, Metall	1001	1039	1294	685	718	937
Holz	680	781	948	523	635	684
Elektroindustrie	224	197	245	125	153	221
Landwirtschaft	239	330	517	151	107	178
Mühlen	58	80	69	20	26	32
Baugewerbe	216	571	778	102	314	406
Papier	114	183	290	67	140	239
Chemikalien	132	239	295	64	159	222
Banken	—	133	126	—	66	136
Sonstige	2647	1875	1815	1572	965	1079

Zum Schluß sei noch kurz aufgezeigt, wie stark die einzelnen Unternehmungsformen von der Welle der Zusammenbrüche erfaßt wurden.

Unternehmungsform	1926		1930		1931	
	Konkurse	Vergl. Verf.	Konkurse	Vergl. Verf.	Konkurse	Vergl. Verf.
Aktien-Gesellschaften	215	110	129	99	219	180
G. m. b. H.	717	249	804	385	1005	514
Kommandit-Ges.	30	59	117	109	147	170
Eingetr. Genossenschaft	139	17	179	48	220	98
Off. Handelsges.	—	—	556	620	701	787
Nachlässe	—	—	810	41	991	47

G. Pelster.

Politische Sturmzeiten

machen die gewerkschaftliche Organisation besonders notwendig.

Denn es geht um Recht und Aufstieg der Arbeiterschaft.

Stelle daher in der Frühjahrswerbung deinen Mann!



Theodor Mügge

XVI.

Von dem Markgrafen sprach Graf Friedrich jedoch kein Wort, um so mehr sagte er dem jungen Ritter Schmeichelhaftes, was er von ihm als einem tüchtigen Kriegsmann vernommen und hörte aufmerksam zu, was Florian über die Einführung des Feuergewehrs in das kaiserliche Heer erzählte, und wie nach seiner Meinung bald die Pike völlig verdrängt, die Handbüchse die entscheidende Waffe für alle Schlachten werden würde.

Der alte Marschall war kein Mann für solche neumodische Ideen; er hielt es mit dem Schwert, der ritterlichen Lanze und dem langen Speer der Landsknechte, sprach verächtlich von den Wirkungen der Feuerwaffen und der Widerstandskraft der Büchschützen, und wie diese bei jedem Sturm verloren sein müßten, wo die gepanzerten Kelterhausen und die geschlossenen Reihen der Landsknechte über sie kämen.

Der Streit der beiden Kriegskundigen ergöhte die Domherren und Hofherren, welche mit manchen lustigen Bemerkungen sich einmischten, bis Graf Friedrich fragte, ob Florian, wenn er an der Spitze einer Kriegsmacht stände, diese aus Büchschützen zusammensetzen würde? — „Zum guten Teile gewiß“, antwortete der junge Ritter, „doch hat der Marschall wohl recht, daß das Handrohr noch vielfach verbessert werden muß, ehe es die Pike ganz ersetzt, allein dies wird nicht ausbleiben. Hat man doch jetzt schon das Radschloß erfunden und die Lunte abgeschafft, so wird man

auch ein Mittel entdecken, Rohr und Pike zu vereinigen; bis dahin muß man beide gemeinsam gebrauchen.“

Florian Geyer sprach aus, was erst mehr als hundert Jahre später durch die Erfindung des Flintenschlosses und des Bajonetts zur Wahrheit wurde. Der alte Marschall lachte jedoch ungläubig dazu, und die meisten der anwesenden Herren spöttelten unter sich über den weisen neumodischen Junker. Nur Graf Friedrich fragte, von wo man denn solche absonderliche Kunst erwarten könne.

„Das kann man nur von Nürnberg erwarten“, sagte Florian, „denn dort wird der beste Kriegsbedarf aller Art bereitet. Die geschicktesten Stückgießer und Stückmeister wohnen dort, das beste Pulver wird dort gemacht, und viele der besten Waffenschmiede arbeiten daselbst Handröhren mit den von ihnen erfundenen Radschlössern.“

„Ei“, rief der Marschall ärgerlich, „nicht allein, daß diese Krämer uns mit Seide und Tuchen, Gewürzen und Schnitzsnack aller Art ausplündern, ehrliche Ritter, Grafen und Fürsten ja selbst der Kaiser werden sich ihrer Feinde nicht mehr erwehren können, ohne von ihnen die Waffen und die gnädige Erlaubnis zu kaufen.“

„Die Goldgulden müßten längst schon von ihnen geholt werden“, lachte der Domherr von Stein.

„Und ohne diese gibt's keine Landsknechte und keine Stückmeister“, fiel ein anderer ein. „Die Zeit ist vorbei, wo die Volkshere angeboten wurden.“

„Wie es der Herr Markgraf von Ansbach jetzt macht, der eine Landwehr aus allen Dörfern und Gemeinden errichtet, so daß jeder Bauer ein paar Monate im Jahre Kriegsdienste tun und bei dem Fähnlein unter Waffen stehen muß, scheint mir eine herrliche Neuerung, um ein tüchtiges Kriegsheer aus dem Volke zu bilden“, sprach Florian.

„Ich will's nicht loben!“ rief der alte Marschall. „Ein Bauer gehört hinter den Pflug und in seines Herrn Arbeit. Es war eine schöne Zeit, wo der Ritter auf seinem Streithengst saß und kein gemeiner Kerl mit einem Fingerhut voll schwarzem Kraut ihn niederwerfen konnte. All diese Neuerungen und Neuerer sind mir zuwider, weil's immer schlechter mit ihrer Hilfe wird.“

Verbandsgebiet

Friedrich Arens, Duisburg †

In den letzten Monaten hat der Schnitter Tod bedauerlicherweise viele unserer alten Kollegen, zum Teil Gründer unseres Verbandes, von uns gerissen. Am Samstag, dem 2. April, erhielten wir die traurige Nachricht, daß Friedrich Arens, ebenfalls Mitgründer unseres Verbandes, im Alter von 72 Jahren das Zeitliche gesegnet hat. Friedrich Arens war in der Öffentlichkeit nicht so sehr bekannt, aber desto mehr Freunde hat er sich durch sein unermüdeliches Wirken für unsere Sache erworben. Bis zu seiner letzten Krankheit war er aktiv in unserer Bewegung tätig. Aber nicht nur von dem notwendigen gewerkschaftlichen Zusammenschluß war er überzeugt; klar hatte Friedrich Arens erkannt, daß eine um ihr Recht kämpfende Arbeiterchaft über eine Presse verfügen muß, die mutig und ungeschminkt zu den Arbeiterfragen Stellung nimmt und diese vertritt. So sehen wir Frh. Arens auch als Mitgründer des „Echo vom Niederrhein“, dessen Aufsichtsratsmitglied er bis zu seinem Tode war.

Dankbar erkennen wir die in stiller Zurückgezogenheit geleistete Arbeit, die von reichstem Erfolg gekrönt ist, an. Wir werden dem Verstorbenen stets ein ehrendes Andenken bewahren. K.

Generalversammlung Schweinfurt

Unsere Jahresgeneralversammlung war außerordentlich gut besucht. Der Geschäfts- und Kassenbericht wurde von Kollegen Schineller erstattet. Er wies an Hand von Zahlenmaterial nach, inwieweit die Produktion zurückgegangen und die Einkommensverhältnisse der breiten Volksschichten sich verschlechtert haben. Die Löhne wurden im Laufe des Jahres zweimal durch Schiedspruch gesenkt, bis gegen Ende des Jahres durch den staatlichen Eingriff der Notverordnung eine weitere Senkung von 10 Prozent erfolgte, so daß der Spitzenlohn für das Tarifgebiet der Ortsgruppe zu Beginn des Jahres 80 Rpf., am Ende des Jahres nur noch 64,5 Rpf. betrug. Neben diesem Lohnabbau wurde in den Betrieben auch vielfach der kalte Lohnabbau durch Akkordregulierungen, Rückvergehungen von Berufsgruppen, Wegnahme von außertariflichen Zulagen usw. praktiziert, so daß sich eine Lohnminderung im Durchschnitt von rund 30 Prozent ergibt.

Die Mitgliederentwicklung war durch die umfangreichen Entlassungen und große Zahl Arbeitsloser ungünstig beeinflusst. Verluste waren nicht zu vermeiden, weil eine große Zahl ausgesteuerter arbeitsloser Kollegen besonders in den Landorten nicht mehr in der Lage waren, auch nur den geringen Beitrag zu leisten. Ein anderer Teil ging verloren durch Berufswechsel, Abreise usw. Die Kassenverhältnisse spiegeln die wirtschaftlichen Vorgänge wider. Der größte Teil der Einnahmen wurde durch Aufwand für Unterstützungen wieder verausgabt. Die Rechtschutz-tätigkeit hat sich gut bewährt. Es wurden 2009 Auskünfte in verschiedenen Angelegenheiten erteilt, 797 Schriftsätze angefertigt und 107

Termine wahrgenommen. Die Korrespondenz weist einen Eingang und Ausgang von 4680 Stücke aus. Es fanden statt: 19 Mitgliederversammlungen, 28 Vertrauensmänner- und Betriebsräteversammlungen, 14 Vorstandssitzungen und außerdem eine Reihe von Versammlungen in auswärtigen Orten. Auch die Hausagitation und Werbearbeit wurde ständig gefördert. Die Jugendgruppe weist an Sitzungen, Versammlungen und sonstigen Veranstaltungen 17 aus. Kollege Schineller dankte am Schluß allen Mitarbeitern, insbesondere den Betriebsräten, für die Tätigkeit des letzten Jahres. Die Aussprache war sehr rege. Die Neuwahl der Vorstandschaft war in kurzer Zeit erledigt. Auf Antrag wurde beschlossen, die alte Vorstandschaft restlos wiederzuwählen und die Wahl per Akklamation vorzunehmen, was auch geschah. Der Bezirksleiter, Kollege Konrad, behandelte in einem Referat eingehend die Frage Lohn- und Preisabbau. Er wies nach, daß die Gegenüberstellung von Preis und Lohn, gemessen an den Index, zu Trugschlüssen führe, weil eine ganze Reihe von Faktoren, wie Miethöhe, Sozialbeiträge, Steuern verschiedener Art usw. grundlegende Änderungen erfahren haben. Seine weiteren Darlegungen ergaben ein anschauliches Bild über den Stand des Verbandes und den Verbandsfinanzen. Der Ruf nach Beitragsabbau sei unberechtigt und könne nur auf Kosten der Unterstützungen durchgeführt werden. Er wies nach, daß der Verband seinen Verpflichtungen in der Leistung aller Unterstützungen stets nachgekommen ist, ohne in den letzten Jahren die Beiträge zu erhöhen, während die staatliche Arbeitslosenversicherung ihre Beiträge von 2 auf 6½ Prozent erhöhen mußte, wobei gleichzeitig die Unterstützungen noch wesentlich herabgesetzt wurden. Zum Schluß forderte Kollege Konrad auf, auch in der schwierigen Zeit dem Verbandsführern Vertrauen entgegenzubringen. Die Vergangenheit hat dieses Vertrauen nie getäuscht. Trotz der bestehenden Schwierigkeiten besteht die bestimmte Hoffnung, daß bei treuer Zusammenarbeit und Selbstvertrauen auch diese Zeit überwunden werden wird und auch für die Arbeiterchaft wieder bessere Tage kommen werden. Zum Schluß dankte der Vorsitzende, Kollege Brand, allen Rednern, insbesondere sämtlichen Mitarbeitern und forderte auf zur treuen Zusammenarbeit auch im kommenden Jahre.

Trog der Krise in Magdeburg vorwärts

Unser 1. Vorsitzender Kollege Fr. Schirbeck konnte unsere gutbesuchte Jahresgeneralversammlung eröffnen. Mit der ihm eigenen, seinem Charakter entsprechenden Herzlichkeit begrüßte er die erschienenen Kolleginnen und Kollegen, die den geräumigen Saal dicht besetzt hatten. Einleitend gab er den Tod von drei Kollegen unserer Verwaltung bekannt und bat, ihnen, die Jahr für Jahr aufrechte und selbstbewusste Gewerkschaftler gewesen seien, ein treues Gedenken zu bewahren. Als er dann anschließend die eigentliche Tagesordnung eröffnete, konnte man mit heller Freude erleben, wie jetzt Schlag auf Schlag die einzelnen Berichte von Mitgliedern des engeren Vorstandes gegeben wurden.

Seine Truchseß wandte sich fort, auf wen seine Rede jedoch ging, war nicht schwer zu deuten. Die Domherren lächelten, Graf Friedrich aber drückte Florian die Hand und sprach: „Besucht mich bald, lieber Junker, Ihr sollt mir lieb und willkommen sein; meiner geringen Dienste sollt Ihr Euch immer erfreuen.“

Diese Versicherung war nicht weniger wichtig, als hätte sie der Bischof selbst gegeben. Denn der Dompropst besaß Macht und Anhang. Florian konnte mit seinem ersten Empfang somit überall zufrieden sein und über des alten Marschalls Unwillen sich trösten.

Als er aus der Galerie kam, empfing ihn draußen der Page Reinstein, fröhlich berichtend, daß er aufs Beste für ihn gesorgt habe. Er führte ihn durch den weltläufigen Palast bis zu einem Seitensflügel, wo Florian ein schönes Zimmer zu seiner Aufnahme bereit fand.

„Wenn Ihr damit zufrieden seid“, sagte der Page, „so will ich mich rühmen, dies für Euch ausgesucht zu haben. Ihr seid hier entfernt von dem unruhigen Gemüth, könnt die Stadt und den Main beschauen, auch leicht und unbemerkt hinaus, wenn es Euch beliebt, und im Fall Ihr meine artige Gesellschaft wünscht, wohne ich Euch gleich zur Hand in der Nähe.“

„Sagt tausend Dank, mein artiger Freund, und erlaubt mir, Euch so zu nennen“, erwiderte Florian. „Eure Gesellschaft wird mir erwünschter sein, als manche, die ich nicht vermeiden kann.“

Mehrere Wochen lang war Florian am Hofe zu Würzburg, ohne daß seine Verhältnisse zu dem Bischof sich geändert hätten. Der geistliche Fürst behandelte ihn fortgesetzt mit Güte, lud ihn in seine Abendgesellschaften und versorgte ihn an seiner üppigen Tafel mit ausgesuchten Leckerleien, näher in sein Vertrauen und an seine hohe Person gelangte aber

Florian nicht, und die anfängliche Besorgnis der Hofleute, daß ein neuer gefährlicher Günstling sie bedrohe, begann sich zu zerstreuen. Die Schuld daran trug allerdings Florian selbst, denn hätte er es verstanden sich durch Schmeicheleien, lustige Einfälle, Untertänigkeit und schlaue Benutzung aller Schwächen des Bischofs diesem unentbehrlich zu machen, so hätte ihn die Günstlingschaft in kurzer Zeit gelingen können; allein dazu war der Junker Geyer am wenigsten geeignet, und so konnte es nicht ausbleiben, daß er mehr und mehr zu denen gehörte, welche Konrad von Thüngen zwar mit Gnaden behandelte, doch weit mehr aus Furcht, denn aus Zuneigung, die er aber gern von sich abgeschüttelt hätte, wenn er es gekonnt und wenn sie ihm nicht notwendig gewesen wären.

Doran in dieser Reihe stand der Dompropst Graf Friedrich von Brandenburg, der strenge kalte Mann, der ihm nach allen Richtungen hin zuwider war, sowohl durch sein Ansehen im Domkapitel, wie in der Ritterschaft, wie in der Regierung. Ein heimlich Gefühl sagte dem Bischof, daß der Propst, der es niemals an allen äußeren Zeichen ehrerbietigen Gehorsams fehlen ließ, ihn doch im Geheimen verachtete, und wie hätte er selbst einen Mann wie diesen lieben und ihm vertrauen können!

Je mehr der Dompropst Florian auszeichnete, ihn zu Beratungen zog und seine Urteile gut hieß, und je mehr dies dem Bischofe hinterbracht wurde, um so abgeneigter mußte er seinem Empfohlenen werden. Er ließ sich freilich nichts davon merken, im Gegenteil bezogte er seine Zufriedenheit damit, daß Florian eifrigen Rat erteilte, mit dem Dompropst die Festungswerke des Frauenbergs musterte, die Beschaffung schwerer Geschütze und den Ankauf von Kriegsvorräten anriet, endlich auch bei seinen Meinungen beharrte, daß man eine Fahne tüchtiger Fußknechte anwerben und sich nicht allein auf die Reiter des Marschalls verlassen sollte. Der kriegerische junge Ritter war jedoch trotz aller seiner Tugenden kein Mann, wie ihn der Bischof gern mochte.

Seine Günstlinge und die Anhänger der Familie Thüngen merkten dies bald, und unter den Domherren selbst gab es Parteilungen, die dem vorherrschenden Einfluß des Dompropstes gerne entgegenwirkten. Die Beratungen, welche in Würzburg stattfanden, stießen daher bald auf Schwierigkeiten. Ruhlos wollte man Geld verschwenden, hieß es, sich



Kollege W. Müller als 1. Schriftführer gab einen tadellos ausgearbeiteten Bericht über die letzte große Herbstversammlung; Kollege Fr. Schirmbach einen Jahresbericht, in welchem er die Ursachen des tiefen Niederganges unserer Wirtschaft und unseres Lohnniveaus eingehend behandelte. Der 2. Vorsitzende, Kollege S. Paluszki, behandelte die Versammlungstätigkeit des letzten Jahres. Da jeden 2. Tag irgend etwas „los war“, war die Verwaltung das ganze Jahr hindurch stark in Anspruch genommen. Mit Temperament und beredten Worten verstand es der Jugendführer W. Fischewski, die Jugendarbeit innerhalb der Verwaltung der Versammlung klar zu machen. Seine Worte endeten in dem Appell, unserer Jugend mit ihrer großen seelischen Not das größte Verständnis entgegenzubringen, und alles zu tun, sie unseren christlichen Idealen zu erhalten. In der Diskussion gaben die Kollegen ihrer Freude über diese ausgezeichnete Art und Form der Berichterstattung Ausdruck.

Nach einer kurzen Pause folgte dann der Geschäftsbericht des Kollegen Fr. Arand. An Hand der Zahlen konnte man mit großer Genugtuung feststellen, daß die Ortsgruppe trotz der ungeheuren Krise weiter vorangekommen ist. Sie hat im Jahre 1931 122 Mitglieder neu gewinnen können und damit den Stand von 1928 um 250 Prozent überflügelt. Wertvoll ist, daß diese Zunahme sich auch in den umgesetzten Beitragsmarkten auswirkt. Sind doch 3000 Markten mehr verkauft, als im Jahre 1930. Es konnten so der Hauptverwaltung wie dem Bezirk ansehnliche Beträge überwiesen werden. Wie sehr auch die Kollegen unserer Verwaltung unter der Arbeitslosigkeit zu leiden haben, zeigt die Höhe der Unterstützungszahlung. Wichtig und nicht zu unterschätzen ist die Rechtschützigkeit, die vom Verbands geleistet worden ist. Sie brachte rund 2300 M Barerfolg ohne die nicht erfassbaren Vorteile. Wenn ein Kollege wieder in Arbeit kam, oder eine monatliche Rente erhielt, so ist das mit Zahlen nicht zu belegen, zeigt aber, welche große Bedeutung dieser Tätigkeit zukommt. Durch sehr sparsames Wirtschaften konnte unsere Lokalkasse eine noch nie erreichte Höhe aufweisen. (Bravo! Die Red.) Dadurch war es möglich, allen arbeitslosen und invaliden Kollegen eine Weihnachtsunterstützung zu geben, die bestimmt große Freude auslöst hat.

Nach einem Ausblick auf die mögliche Gestaltung in Staat und Wirtschaft schloß der Kollege Arand seine Ausführungen mit der Bitte, auch weiterhin vertrauensvoll in die Zukunft zu schauen, und weiterhin positiv an der Entwicklung unseres Verbandes mit zu helfen und mit zu wirken zum Wohle unseres Standes und zum Wohle unseres ganzen deutschen Volkes.

Bei der Vorstandswahl zeigte sich, daß dieser das beste Vertrauen genoß, denn er wurde einstimmig wiedergewählt. Neu hinzugewählt in den erweiterten Vorstand wurden die Kollegen Meinede und Sindermann.

Nach einer kurzen Auseinandersetzung über den Nationalsozialismus, deren Endeffekt den absoluten Willen der Versammlung zum Ausdruck brachte, hielt der Kollege Schirmbach das Schlußwort. Mit einem Hoch auf unseren Verband und unseren alten Franz schloß er die Versammlung.

Der Geist, der nicht nur in dieser Versammlung, sondern in all unseren Sektionsversammlungen und darüber hinaus in der Ortsgruppe Magdeburg sich entwickelt hat, gibt uns die Gewähr, daß unsere Ortsgruppe diese furchtbare Notzeit ohne Schaden überstehen wird. P.

Auch Blumenthal kam vorwärts

Die Ortsgruppe Blumenthal des Christlichen Metallarbeiterverbandes hielt am Sonnabend, dem 30. Januar, ihre diesjährige Generalversammlung ab. Fast sämtliche Mitglieder waren unserer Einladung gefolgt, wie solches auch in unseren Mitgliederversammlungen erfreulicherweise stets zu verzeichnen ist. In Abwesenheit des 1. Vorsitzenden, welcher etwas verspätet eintraf, eröffnete der 2. Vorsitzende, Kollege P. Waldowski, die Generalversammlung, wo derselbe insbesondere den Bezirksleiter, Kollegen Roersch (Hamburg) sowie auch unseren frei gestellten Kollegen Kaminski (Bremen) begrüßen konnte. An Hand des von dem 1. Schriftführer, Kollegen Haase, gegebenen Jahresberichtes konnte festgestellt werden, daß das Verbandsleben unserer Ortsgruppe als ausgezeichnet gilt angesichts der furchtbaren Arbeitslosigkeit in der Werstindustrie, wovon im vergangenen Jahre teilweise 80 Prozent unserer Kollegen und darüber hinaus betroffen wurden. Trotz dieser Tatsache konnten wir noch einen kleinen Mitgliederzuwachs buchen. Auf Veranlassung unseres freigestellten Kollegen waren den erwerbslosen Mitgliedern im Vorjahre die Möglichkeit gegeben, kostenlos an einem Kursus für Brenner und Schweißer in der Technischen Staatslehranstalt in Bremen teilzunehmen, den wir in Verbindung mit unseren Bremer Kollegen vollzählig besuchten.

Nach Bekanntgabe des Kassenberichtes durch den 1. Kassierer, Kollegen Ulrich, wurde uns der Gesamtkassenbericht der Verwaltungsstelle vor Augen geführt. Bemerkenswert ist die gewaltige Steigerung der Ausgaben für Unterstützungen, daher auch unsere vor einigen Wochen bereits erfolgte Stellungnahme zum Gesamtunterstützungswesen des Verbandes im Organ.

Bezirksleiter Kollege Roersch gab sodann einen sehr eingehenden Bericht über die Gesamtlage der deutschen Wirtschaft in der gegenwärtigen Zeit, aus welchem wir als Arbeiterschaft manche Schlussfolgerungen werden ziehen müssen. Stärkung der Selbsthilfebewegung, das ist das Primäre der augenblicklichen Situation, wenn die gesamte Arbeiterschaft nicht der Reaktion zum Opfer fallen will. In diesem Sinne hat und wird unsere Ortsgruppe stets handeln.

Von Seiten der Kollegen Roersch und Kaminski wurde dann bei der Vorstandswahl den zurückgetretenen Vorstandsmitgliedern der ihnen gebührende Dank für die unermüdete Tätigkeit abgestattet, insbesondere von letzterem, der unsere Ortsgruppe als die aktivste, sämtlicher der Verwaltungsstelle angehörenden bezeichnete, unter besonderer Hervorhebung des Kassierers und Schriftführers. Einstimmig erfolgte die Wiederwahl des bisherigen Vorstandes mit der Einschränkung, daß die Posten der Vorsitzenden gewechselt wurden.

Für das dem Kollegen P. Waldowski entgegengebrachte Vertrauen dankte er allen Kollegen und versprach festerlich, seine ganze Kraft für den Aufstieg unserer Ortsgruppe und somit unseres Christlichen Metallarbeiterverbandes einzusetzen. Nach der Aufforderung an sämtliche Mitglieder, dem Verband wie bisher so auch in Zukunft die Treue zu halten, wurde unsere Generalversammlung geschlossen.

Gerade jetzt heißt es aber, alle Kräfte zusammengefaßt und nicht locker gelassen. Es geht um alles! Haase.

faule glerige Knechte auf den Hals laden und übertriebener oder eingebildeter Gefahren wegen die Zeughäuser mit Vorräten vollstopfen.

Bald nach jenem ersten Empfangstage sah Florian schon, daß seine Erwartungen zusammenschumpften; als großes Glück aber pries er es, daß sein Abenteuer mit der Schattengesellschaft glücklich abgelaufen war. Als er am folgenden Morgen bei dem Dompropst sah, erhielt er noch mehr Grund, sich zur Vorsicht zu ermahnen; denn Graf Friedrich blickte ihn mitten im Gespräch einmal forschend an und sprach darauf lächelnd: „Ihr habt hier einen Gesellen, der Euch ähnlich sieht, doch ist es keine Ähnlichkeit, die Euch stolz machen könnte.“

„Ich gehöre sonst nicht zu denen, die leicht zu verwechseln sind“, sagte Florian.

„Dennoch wäre es mir beinahe so geschehen“, antwortete der Graf, „und jetzt tut es mir leid, daß ich den Burtschen nicht näher betrachtete.“

„Ihr müßt wissen“, fuhr er fort, „daß in Würzburg zur Zeit eine nicht kleine Anzahl Kunstmeister vorhanden ist. Das Künstlervolk ist aber immer ein sich besser dünkendes, schwelgerischen Freuden ergebendes und mit seinen Meinungen vorlautes Volk. Manche von diesen Meistern hängen auch den Neuerungen an und sind trotzig genug, dies nicht zu verheimlichen. Allen voran steht dabei ein gewisser Hans Bermeter, aus guter Ratsfamilie, auch nicht ohne Vermögen, dabei ein Künstler auf der Laute und Flöte und überall beliebt durch seine Rednergabe, so daß kein Fest ohne ihn in Würzburg gefeiert werden kann. Mir wurde es hinterbracht, daß in dieser Genossenschaft die schlimmsten Frevel getrieben würden, eine Bande bescammensüchtige, die alles Bestehende verspottete und verdamme. Die Teilnehmer festzunehmen, wie es geraten wurde, schien mir nicht wohlgetan des Aufsehens wegen und dieser Männer wegen, die wohl zu schonen sind. Ich beschloß, mich in ihr Gelage zu begeben, sie zu schrecken und zu warnen, und dies habe ich in dieser Nacht getan. Da sah ich einen an ihrem Tische, dessen Anblick mich sonderbar überlachte, denn er sah aus, als sähe ich Euch.“

„Ihr könnt nicht glauben, gnädiger Herr“, antwortete Florian betroffen. — Der Graf ließ ihn nicht weiter kommen.

„Der Himmel behüte mich, nein!“ rief er, „seid nicht ungehalten, wie hättet Ihr zu dieser Rotte kommen sollen? Vielleicht auch fielt Ihr mir

eben nur ein, da ich den Burtschen bemerkte. Auf keinen Fall laßt Euch mit ihm verwechseln, ich will Sorge tragen, ihn auszuspähen. Meine Warnung wird hoffentlich helfen und diese Tollkötze vernünftiger machen; sollte es nicht geschehen, so sollen sie es büßen, ihr Unfug darf nicht geduldet werden.“

Damit war die Angelegenheit abgetan, doch Florian merkte jetzt erst recht, welcher großen Gefahr er entgangen sei, und als er Gelegenheit fand, den Pagen zu sehen, teilte er diesem mit, was er gehört, und warnte ihn, die Gesellschaft wieder zu besuchen.

„Wir wissen schon alles“, lachte der Junker leichtfertig. „Es gibt hier einen abscheulichen Pfaffen, Hermann Nord, den Pfarrer und Domvikar, der ist der Spion gewesen, doch es soll ihm gedacht werden.“

„Ihr müßt es dem Dompropst doch danken, daß er ohne Gewalt verfahren ist“, erwiderte Florian.

„Danken, o ja“, lachte Reinstein, „aber was konnte uns denn im schlimmsten Falle geschehen? Freilich für mich und noch mehr für Euch wäre es übel gewesen, hätten sie uns in den grauen Turm gebracht; davor aber hütete sich der weise Graf. Die Bürger von Würzburg haben ohnehin schon kein besonderes Wohlgefallen an dem Bruder des Herrn Markgrafen von Brandenburg. Ein Brandenburger auf dem Fürstenthron im Hochstift ist keine angenehme Aussicht, selbst die vornehmen Herren und Fürsten sind der Meinung, daß diese Familie die Augen allzu weit aufstut und die Hände gar zu lang ausstreckt. Da sitzt der eine schon als Erzbischof in Magdeburg, der andere auf dem Stuhl in Mainz, der dritte ist Deutschmeister in Preußen. Der Markgraf beschaut das herrliche deutsche Reich von Ansbach aus, wo etwa ein großes oder kleines Stückchen zu haben wäre, und die raschen Herren Vettern Kurfürsten von Brandenburg sind auch nicht blöde zu nehmen, was sie bekommen können. Es wäre gar nicht so übel, wenn die mächtige Familie auch den Herzogstuhl von Franken besetzte, also wird man nicht abschreckend verfahren und die lustigen Schatten zur Empfehlung ins Loch sperren. Was hätten die Lebendigen wohl von dem gestrengen Herrn zu gewärtigen?“

Florian sah wohl, daß, was sein junger Freund ausplauderte, nicht aus seinem eigenen Gehirn komme, sondern das Ergebnis verbreiteter Anschauungen sei. Der Ehrgeiz der brandenburgischen Fürstenfamilie

Frauenleben

Erwerbstätigkeit — und Familie —

Nummer 4

Duitsburg, den 16. April 1932

Nummer 4

Metallarbeiterfrauen, uns ruft das Leben!



Wa, uns Frauen ruft das Leben, das in all seinen Bezirken in Gefahr ist. Das Leben des Volkes durch die Not, das Wirtschaftsleben durch die Weltkrise und die Reparationen, das ganze Volksleben durch Zerrissenheit, Verheugung und Radikalismus, das religiöse Leben durch den Ansturm der Gottlosen. Der Bolschewismus Rußlands aber, der auch uns bedroht, ist die radikalste Vernichtung alles Lebens.

Nun fragen wir uns: Wie konnte es nur in der ganzen Welt so weit kommen? Daß man in der Wirtschaft, in der Politik und auf all den anderen Gebieten nur die Sache und nicht das Leben sah! Daß man meint, man braucht nur auf den Tisch zu schlagen, zu Tausenden und Zehntausenden mit festem Schritt über die Straße zu marschieren, in Versammlungen wüste Reden zu halten, in den Zeitungen zu schimpfen und zu toben und schließlich alles über den Haufen zu werfen, dann würde es besser werden.

Seht, da fehlt jeder Begriff vom Leben und jedes Gefühl für das Leben. So schlägt man wirkliches Leben nur tot.

Wo echtes Frauenwesen ist und waltet, da darf so etwas nicht möglich sein. Denn wer dem Leben dienen will, der muß sich freihalten von Gewalt und Rohheit, der muß Geduld haben und Opfer bringen können. Die Frau weiß, daß ein Kranker nicht im Handumdrehen, sondern erst ganz langsam wieder gesund wird. Darum hat sie auch Verständnis dafür, daß es im Volksleben nicht anders sein kann. Deshalb läßt sie sich von einer wüsten Agitation im politischen Leben nicht einfangen. Ihre Verantwortung für Volk und Staat ist tiefer und ernster.

Auch Wahlzeiten werden uns Frauen auf die Probe stellen. Wir müssen sie bestehen im Interesse unseres Volkes, dem jeglicher Radikalismus, einerlei ob von links oder von rechts, zum Unheil werden muß. Das Volk kann nur durch eine ruhige, zielbewußte Führung allmählich wieder besseren Zeiten entgegengeführt werden. Und wir werden die Probe bestehen, wenn wir uns nicht durch Schlagworte und großsprecherische Redensarten, sondern durch ein ruhiges, gesundes, lebensnahes Frauenempfinden leiten lassen.

Nun noch einmal: Frauen, das Leben ruft, ruft besonders uns berufstätige Frauen, die wir mitten hineingestellt sind in den harten Kampf ums Brot und ums Recht! Hier liegen vor uns berufstätigen Frauen große, gewaltige Aufgaben, um gleichgewertet und gleichgeachtet neben der männlichen Arbeiterschaft zu stehen. Bis zu dem Ziel „Für gleiche Leistung gleicher Lohn“ scheint mir noch ein weiter Weg. Wenn aber alle beruflich tätigen Frauen die zwingende Notwendigkeit und große Bedeutung unserer christlichen Gewerkschaftsbewegung begreifen würden, könnte dieses gerechte Ziel greifbar nahe sein. Deshalb: Stärkung unserer christlichen Gewerkschaften zum Zwecke der wirtschaftlichen, sozialen, rechtlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Hebung der erwerbstätigen Frauen soll darum immerwährende Pflicht aller Kolleginnen in unserem Verband sein.

So wollen wir nun, recht verstanden, eine Front starker und ernster Frauenpersönlichkeiten sein, die den Ruf des Lebens vernommen haben und die nun bereit sind zum Dienst am Leben.

Kollegin A. H., Klein-Steinheim.

Wir, unsere Not und unsere Kinder!

II.



Won unserem Kleinkind, auch von dem noch schulpflichtigen, kann ein feinsühlendes Elternherz die Sorge noch abhalten. Falsch wäre es natürlich, daß das Kind gar nichts davon erführe, was da ist und soll es, das gehört zu einer gesunden Lebensschule. Unsere Kinder dürfen um unsere Sorgen wissen, doch erdrücken sollen wir mit ihnen das Kindergemüt nicht, sonst verschütten wir ihm die Quellen reiner und gesunder Lebensfreuden. Ein gutes Wort, ein liebes Lächeln, ein heiteres Lied, ein gemeinsamer Spaziergang, ein fröhliches Spiel, eine Stunde Radio, die gemeinsame Lektüre eines Buches und noch tausend anderes sind kleine Lebensfreuden, die uns nichts kosten, die aber Großes innerhalb einer Familie leisten, uns mit unseren Kindern froh machen und unsere Sorgen, wenn auch nur für kurze Zeit, zerstreuen und neue Hoffnung und neuen Mut geben.

Ganz anders ist es mit unsern erwachsenen Kindern, die schon als fast fertige Menschen sich Beruf und Brot erkämpft haben und nun arbeitslos werden. Ganz nach der Veranlagung des Jungmannen, des Jungmädchens ist deren Einstellung zum Leben ohne Arbeit. Es mag ja manche geben, die sich leicht damit abfinden, zumal, wenn sie noch an irgend jemand in materielle Beziehung einen Rückhalt haben. Doch für die meisten ist die jetzige Zeit eine harte Zeit, und das ganz besonders in ihrer seelischen Einstellung. Wieviel Gutes können hier Eltern tun, besonders die Mutter, die ja mit dem seelischen Leben ihrer Kinder oft ganz verwachsen ist. Wenn unsere Kinder auch materiell jetzt nicht weiter kommen können: nur sie und ihre Hoffnung auf bessere Tage nicht zerbrechen lassen. Ihre Not sei auch unsere Not, ihr Hoffen auch das unsere. Hat der junge Mensch im Elternhaus Stütze und Halt, dann bedeutet das für sein Leben und seine Zukunft viel, ja alles. Sie machen ja noch nicht das Schlimmste mit. Wer hat denn im Krieg, als

unsere Jugend ins Feld zog, daran gedacht, daß sie jahrelang ohne Tätigkeit und Einkommen war! Niemand! „Wären sie nur erst wieder zu Hause, alles andere wäre gleich“, war aller Mütter Wunsch. Heute haben wir unsere Jugend doch wenigstens zu Hause. Nach den langen Kriegsjahren läuteten doch endlich wieder die Friedensglocken und wir meinten gewiß manchmal, das graußige Elend draußen und die große Not im Lande könnten niemals enden. So muß doch endlich für unser schwergeprüftes Volk auch wieder der Tag kommen, daß jeder Beruf und Arbeit und Brot hat. Es mühen sich ja Köpfe genug darum, die Lösung der Arbeitslosenfrage zu finden. — Es bleibt nicht aus, daß der junge Mensch sich zum Zeitgeschehen seine eigenen Gedanken macht oder auch die seiner Schicksalsgenossen auffängt und weiter verarbeitet; daß diese sich nicht ins Extreme versteinen, das sei Sorge des Elternhauses. Ein kluger, weiser Vater kann mit seiner Lebenserfahrung und seinem abgeklärten Urteil seinem Sohn der beste Führer sein. Unser Jungvolk soll Gesellschaft suchen und sucht sie auch. Auch gibt das Familienleben genügend Gelegenheit, den Müßiggang, den größten Feind des Arbeitslosen, zu überwinden. Haben die jungen Leute, die so stundenlang müßig an den Straßenecken herumstehen, wirklich gar nichts anderes zu tun? Wenn dem so ist, dann sind sie tatsächlich arm. Die Versorgung von Stall und Vieh, Bearbeitung des Gartens, Instandhaltung von Wohnung und Keller, das alles sind nützbringende Beschäftigungen, zu denen eine kluge, verständige Mutter ihren großen Jungen anhält.

Auch in der Nachbarschaft kann er sich durch allerlei Handreichungen betätigen. Ein hunger, 18jähriger Arbeitsloser sagte mir kürzlich: „Ich bin wohl erwerbslos, doch arbeitslos war ich noch keine Stunde.“ War das nicht fein und treffend zugleich gesprochen? Nicht nur zur Tätigkeit, sondern auch zur Weiterbildung sollen wir unsere Jungens anhalten. In den Jugendvereinen haben

sich allenthalben die Jungmannen zu Fortbildungskursen zusammengetan. Die Teilnahme an Bastelkursen, an Ausbildungskursen von Sanitätern z. B. bringt nicht nur Zeitvertreib, sondern Aneignung von nicht zu unterschätzenden Kenntnissen und Fertigkeiten. Dann bieten die öffentlichen und Vereinsbibliotheken überaus viel Anregung und Stoff zur allgemeinen und beruflichen Weiterbildung. Im Lesezimmer und in den Tagesräumen der Vereinskäuser trifft man Menschen mit gleichen Interessen. Eine Aussprache über gemeinsam Gelesenes wird immer fruchtbringend sein. Doch beim Buch keinen Schund! Das verdirbt die Seele! Die wenigen hier angeführten Arbeits- und Beschäftigungsgelegenheiten für unsere Jungmannen mögen genügen. Die Brote und die Äpfel aus dem Märchen von der Goldmarie und der Pechmarie schreien auch uns noch zu: „Zieht mich heraus!“ und „Schüttelt mich!“, d. h. Arbeit ist immer da, doch wir müssen sie sehen und arbeiten wollen.

Die stellenlose Tochter kann die Mutter den ganzen Tag im Haushalt vollauf beschäftigen, ja, genauer gesehen, ist für viele Jungmädchen die Zeit ohne berufliche Tätigkeit eine Zeit, die sich nicht aus ihrem Leben gestrichen wissen möchte. Wie oft hört man doch junge Frauen sagen: „Ich war immer im Geschäft“, oder: „Ich war immer auf dem Büro tätig, da kam ich nie zum Kochen,

zum Glücken und Nähen!“ Auch die berufstätige Tochter soll in allem durchgebildet sein. — Wenn die berufstätige Tochter sich sonst mit ihrem Gehalt gar manches kaufen könnte, was sie sich wünschte, so hört das jetzt natürlich auf, da das Einkommen fehlt. — Wie gut also, wenn die Töchter schon früher gelernt haben, auf Unnütziges zu verzichten, sonst wird es jetzt höchste Zeit, daß sie es lernen. Jetzt in der Zeit der Erwerbslosigkeit bringt die recht denkende Mutter ihre Tochter an den Kochtopf und an die Nähmaschine. Ein Mädchen kann auch ohne Aufwand gut aussehen. Liebevoller Hilfe von selten der Mutter tut bei dieser Lebensinstellung not. Welch ein Segen für unsere Familie und für unser ganzes Volk, wenn unsere jungen Mädchen in dieser Notzeit unter Leitung einer lieben verständigen Mutter wieder zu einer einfachen, gediegenen Lebenshaltung angehalten werden.

Noch einmal sei es gesagt, richtig genährt, kann auch die Zeit der Not eine Zeit des Fortschritts und inneren Wachstums sein.

Es braucht nicht dunkel zu werden in unseren Seelen, wenn die Not auch noch so groß ist und noch täglich wächst, denn „größer als der Fels, ist die Not ja nicht!“

Kollegin B. Messer, Meiderich

Messer, Gabel, Scher' und Licht

Messer, Gabel, Scher' und Licht gibt man kleinen Kindern nicht; so sagt ein altes Sprichwort. Wie ist es nun aber, wenn ein Kind ganz unartig ist und sich einen von diesen gefährlichen Gegenständen einfach selber zum Spielen nimmt?

Dann ja, dann richtet es damit ein großes Unheil an, wie der kleine Friedl, dem die Mutter auch immer verboten hatte, mit den Zündhölzchen zu spielen. Dem kleinen Friedl gefiel es über alle Maßen gut, wenn ein Feuerlein zu prasseln anfing und er zündelte nur zu gern beim Ofen, wenn die Mutter es lust nicht sah, denn sonst gab es Strafe. Und als er einmal einem Hirtenjungen zugeesehen hatte, wie der einen dürren Reissghausen in Brand setzte, da konnte Friedl keinen anderen Wunsch mehr, als den, ein ebensolches Feuer anzufachen. Was er damit für ein Unheil anrichten konnte, daran dachte der dumme Junge nicht, und die Gelegenheit dazu bot sich ihm nur zu bald.

Es war zur Erntezeit und hoch aufgeladen polterten die Wagen durch die weiten Einfahrtstore in die Bauernhöfe. Das Jahr war gut und die



Scheunen vermochten den reichen Erntesegen kaum zu fassen. Auch Friedls Vater mußte außerhalb der Scheune noch einen gewaltigen Heuschuber aufschichten, und Friedl umschlich ihn von allen Seiten. Der Schuber war viel größer als der Reissghausen, den der Hüterbub angezündet hatte... Was würde der erst für ein Feuer abgeben?!



Der arme kleine Friedl kam von dem Gedanken nicht los, und als die Hausleute wieder alle auf dem Felde waren und er mit dem Haushunde allein das Haus hüten sollte, da holte er die Zündhölzchen aus der Küche. Nur ein klein wenig wollte er das Feuer anzünden und dann gleich wieder löschen. Aber — ach — als es einmal brannte, da half kein Löschen mehr. Hochauf lohten die Flammen, als wollten sie den Himmel selber in Brand stecken. Die Leute eilten von den Feldern herbei, doch als sie kamen, brannte auch das Haus schon lichterloh. Das Feuer leckte bereits mit gierigen Zungen den First des Wohnhauses entlang und die Feuerwehr hatte genug damit zu tun, daß sie den Brand von den Nachbarhäusern abwehrte. Friedl weinte zum Steinerweichen,

aber das Feuer hatte kein Mitleid und es lohte fort, bis das Haus zusammenstürzte. Nun war alles vernichtet: Hab und Gut und die Ernte. Das

Schmerzlichste aber war für Friedl — der das ganze Unglück noch gar nicht fassen konnte — daß er das Weh und die Trauer der Eltern mitschauen mußte. Und soviel Unglück kommt davon, wenn ein Kind mit Zündhölzern spielt.



Maria Schierl-Koch

Frühjahrskuren

Wenn die Natur sich erneut und versüßigt, dann regt sich auch im Menschen das Bestreben, für Seele und Leib neue Kräfte zu gewinnen. Dem natürlichen Drange folgend, strebt der Mensch dem Lichte entgegen, ins Freie hinaus, in Wald und Feld, um seinem Freiheitsdrange zu genügen. Aber Ueberlegung und Tradition haben den unbestimmten Drang in bestimmte Formen gebracht und ein wirkliches System von sogenannten Frühjahrskuren entwickelt, die den Zweck der Erneuerung des Körpers am vorteilhaftesten erfüllen.

Diese Kuren entstammen dem Mittelalter. Sie sind aus der Tiefe des Volkes entstanden und entbehren nicht eines gewissen mystischen Beiklanges. Die moderne Heilkunst hat auch aus diesem Zweig der Volksmedizin den guten und nützlichen Inhalt erkannt und sich zueigen gemacht, nur müssen die Frühjahrskuren von heute persönlicher zugeschnitten sein als im Mittelalter, und jeder wird das zu ergänzen suchen, was ihm besonders im Winter gefehlt hat. Für alle ist die beste Frühjahrskur das stundenlange Wandern in Wald und Feld, wobei die Kleidung so beschaffen sei, daß sie dem Lichte möglichst Zutritt zum Körper gestattet. Bei diesen Wander

rungen vergesse man nicht des heilsamen Ruhens tiefer Atmung. Wer im Winter die Pflanzenkost entbehren mußte, der suche durch reichlichen Genuß von Gemüse und Obst sich jezt schadlos zu halten. Alle mögen auch der Notwendigkeit der Hautpflege durch Waschung und Baden, des Ruhens sportlicher Betätigung, besonders solcher, die im Winter unmöglich ist, wie Rudern, Ballspielen usw., gedenken.

Wie weit man besondere Kuren durch Abführung, Anregung der Nierentätigkeit, durch Schwitzen für gut hält, das muß in jedem Einzelfall besonders beurteilt werden. „Was dem einen ein Nichtigall ist, ist dem andern ein Uhl“. Der beste Rat ist in diesem Fall, sich mit dem Arzt zu besprechen, der ja heut nicht bloß ein Heiler, sondern auch ein Fürsorger ist, und der in unserer Zeit den beruflichen Vertreter der persönlichen Gesundheitsfürsorge darstellt. Jeder wolle bedenken, daß der Körper ein unendlich fein arbeitender Mechanismus ist, zu dessen Kenntnis besondere Erfahrung gehört. Es bilde sich niemand ein, daß er seinen eigenen Körper kennt, insbesondere kann er in keiner Weise voraussehen, wie er auf gewisse Eingriffe anspricht. Eine Frühjahrskur mit ungeeigneter Ernährung kann Magen und Darm schwer schädigen, eine Schwitzkur kann dem Herzkranken das Leben kosten, ein Aderlaß kann außerordentlich schwächen und dergl. mehr. Der Arzt wird den besten Rat geben, der die Persönlichkeit des Kranken von früher kennt, so daß er ihre Natur und was ihr gemäß, auch wirklich schnell zu erkennen vermag. Das ist wohl der Hauptgrund, weswegen man allen Menschen empfehlen sollte, nicht erst zum Arzt zu gehen, wenn sie krank sind, sondern sich und die Seinen einem Arzte zu verbinden in Tagen der Gesundheit.

Damit soll die Bedeutung der Frühjahrskuren nicht herabgesetzt werden, allein zu jeder Jahreszeit kann es für den Menschen erwünscht sein, wenn er in seiner Lebensweise einen zeitweisen Wechsel herbeiführt. Solche Kuren des Wechsels der Lebensweise, welche dem Stubensitzer Wanderung, dem Bewohner der Ebene Bergesluft, dem des Binnenlandes Seeaufenthalt verordnen, können wohl in jeder Jahreszeit mit Nutzen verordnet werden, und so hat es ja die moderne Zeit mit sich gebracht, daß immer wechselnde Scharen solcher, die im Wechsel Anregung suchen, wohl in jedem Jahresmonat die Stadt verlassen, daß Winterkuren ebenso oft wie Sommerkuren, Frühjahrskuren und Herbstkuren gemacht werden. So ist es wohl verständlich, daß man Obst- und Gemüsekuren im Winter, daß man Bergwanderungen im Schnee machen kann, und daß der Wintersport dem des Sommers gleichwertig erscheint. Aber trotz alledem wird es dabei sein Bewenden haben, daß die kurmäßige Verordnung eines Wechsels der Lebensweise sich besonders nützlich erweisen wird, wenn die Natur selber das Beispiel des Wechsels gibt.

Wenn im Frühjahr das herrliche Wunder des Ergrünens und Blühens dem Menschen vor Augen tritt, dann fühlt er sich selbst als Kind der Natur. Dann regt sich in ihm der Drang zum Schaffen und zum Verbessern. Dann ist der Rhythmus seines inneren Lebens gesteigert und zugeführten Reizen zugänglich. Indem die Reize der im Frühjahr durchgeführten Kuren die Arbeit der einzelnen Organe anregen, wird durch Kreislauf der Säfte und Wirkung der Nerven auf die inneren Absonderungen eingewirkt, die ihrerseits vom Körperlichen der Seele neue Schwingen verleihen. So wird es wohl dabei bleiben, daß trotz aller Fortschritte und Aenderung der Kultur, auch wenn in unseren Breiten der Winter mancher Schlacken und der Sommer manches Glückes entkleidet wird, das Frühjahr die Zeit der Auferstehung für Leib und Seele bildet.

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. G. Klemperer, Berlin.

Arbeiterfrau und Genossenschaft



Wir alle wollen, soweit es in unseren Kräften steht, den Notleidenden helfen. Jeder neue Tag fordert vollste Aufgeschlossenheit und Hilfsbereitschaft, muß Herzen und Hirne wachhalten für diese Aufgaben; denn bei allem guten Willen und aller Tat: die Not ist eine tausendköpfige Hydra. Schlägt man ein Haupt ab, wächst sogleich ein neues. Wir wollen nicht sprechen von dem manchmal so aussichtslosen, so mühe machenden Kampfe, den hier die Frau zu bestehen hat. Wir wollen helfen denen,

die in dieser Arbeit stehen, helfen, denen geholfen werden soll. Wir sind arm geworden, arm an Gütern, noch ärmer an Lebenswerten. Es ist heute oft so, daß man Hilfe nur in geldlicher Entlastung sieht, Hilfe klingender Art erwartet. Und doch führt diese nicht immer zu dauerhafter Besserung. Mir scheint, daß die wirtschaftlichste und rationellste Verwertung des Einkommens, so gering es auch sein mag, immer noch die erfolgreichste, sicherste und beste Selbsthilfe, der wichtigste Weg zu wirtschaftlicher Besserung sei.

Florian Geyer

(Fortsetzung von Seite 252.)

Niemand bemerkte dies und den misshütigen Ueberdruß, als der immer lustige Page, der nicht aufhörte, Florians Gesellschafter zu sein, so oft ihm dies glücken wollte, und welcher selbst mit dem alten schweigenden Einold ein Freundschaftsbündnis geschlossen hatte, das diesem zuweilen die Lippen öffnete und eine Art Lachen in sein zerfetztes Gesicht brachte. Rudolf Reinstein merkte jedoch, daß Florian dafür um so stiller wurde. Seine Mühen, ihn aufzuheltern, blieben vergebens, und seine Fragen ohne Antwort, bis er eines Tages in Florians Zimmer sprang, darin umhertanzte und übermütig rief: „Es kommen die lustigen Zeiten, die herrlichen Tage, wo dies alte langweilige Haus endlich sich mit Liebesflöten und Minnegesang füllen wird. Heidal trübsinniger Herr Ritter, wacht auf und vernehmet diese glückliche Kunde, die auch Euch zum neuen Leben wecken wird.“

„Was gibt es?“ fragte Florian.

„Was es gibt!“ spottete der Page. „Die süße Kunde ist eingetroffen, daß Hildegard von Sletten erscheinen wird, um das neue Jahr hier zu einem Jubeljahr einzuweihen.“

„Wo hast du das gehört?“ fragte Florian lebhaft.

„Ein Weiser aus dem Morgenlande hat es mir verkündigt. Ein ehrwürdiger Prophet, wunderbar anzuschauen, einer der schwarzen Könige der Mohren.“

„Hat der Bischof Nachricht erhalten?“

„Nichts vom Bischofe, mir allein wurde die Weissagung und wird sich bewähren. Sie ziehen daher mit Wagen und Rossen und bringen den Stern, welcher die Welt erleuchten soll.“

Es war nichts Verständiges von dem übermütigen Pagen herauszubringen; er blieb bei seinen Pöffen und behauptete zuletzt, als er Florian unwillig werden sah, es sei vielleicht nur ein Traum aus dem Schattenreich über ihn gekommen.

„So bleib bei denen, zu deren Genossenschaft du besser gehörst, als zu mir!“ rief Florian erzürnt, und ohne ihn weiter anzuhören, entfernte er sich, da der Dompropst ihn zu einer Zusammenkunft eingeladen hatte.

Er fand den Grafen gegen dessen Gewohnheit aufgeregt im Zimmer umhergehend. Auf dem Tische lagen Briefe; das harte strenge Gesicht

schien gerötet und unruhig, seine Augen, die gewöhnlich ungemein kalt und langsam sich bewegten, blickten leuchtend und schnell.

„Ich habe Euch erwartet“, sagte er, „doch zu keinen guten Nachrichten. Ich kam vom Bischof, er weist meine und Eure Vorschläge ab, will alle Rüstungen aufschlehen, bis —“ er hielt inne — „bis sie notwendiger scheinen oder besser erwogen werden.“

„Wer soll sie abwägen, gnädiger Herr?“

Der Dompropst sah vor sich nieder und schwieg, dann kam ein Lächeln auf seine Lippen. „Ich bin kein Kriegsmann“, begann er, „und Ihr seid einer, der manchem anderen nicht gefällt. Wir erwarten einen berühmten Feldherrn, auf den man uns vertrösten, den Truchseß Georg von Waldburg.“

„Der wird uns nicht entgegen sein“, sagte Florian.

„Wer weiß“, erwiderte der Propst. — Er schwieg nochmals still.

„Der Truchseß“, sagte er dann, „ist mein Freund nicht, auch meines Hauses Freund nicht. Er ist ein Mann von düsterem Sinn, am Alten festhängend, des schwäbischen Bundes Feldherr, dabel den österreichischen Erzherzogen ganz ergeben. Alles, was einer neuen Zeit zustrebt, ist ihm verhaßt; das neue Evangelium, und wer dies nicht ganz verwerfen und ausrotten will, den möchte er zerstampfen. Meinen Bruder, der in seinem Lande der neuen Lehre freien Lauf ließ, wo sich diese nicht wild und aufrührerisch zeigte, hat er zornige Briefe geschrieben, auch dafür gesorgt, daß andere ihre dringenden Ermahnungen nicht unterließen, und jezt —“

Er blickte nach dem Tische hin, auf welchem die Papiere lagen und fuhr rascher fort: „Ich will Euch vertrauen, was doch nicht verschwiegen bleiben kann: Mein Bruder Albrecht, Hochmeister des deutschen Ordens, hat getan, was er mußte, um Preußen vor den Polen zu retten. Er hat den Orden in Preußen aufgehoben und das Ordensland zu einem weltlichen Herzogtum gemacht, erblich für sich und seiner Brüder männliche Nachkommen.“

„Das ist fürwahr eine wichtige Nachricht, gnädiger Herr“, sagte Florian.

„Wichtiger in manchen Augen noch dadurch“, fuhr der Graf fort, „daß Albrecht zugleich zum lutherischen Glauben sich bekannte, und viele der vornehmsten Ritter ihm darin folgten.“

„Somit ein dreifacher Schlag!“

Wie aber fangen wir es an, welches sind die Mittel dazu? — Es besteht gar kein Zweifel darüber, daß der Wille zur Selbsthilfe, die innere Bereitschaft, von ausschlaggebender Bedeutung ist. Ueberlegung und Einteilung der Mittel sind ein dringendes Erfordernis. Dann kommt der Qualitätsgedanke, der Kauf von nur guten, wenn auch etwas höher im Preise liegenden Waren dazu. Und dann — was Ueberlegung und Einteilung ergänzen muß — das Barzahlungsprinzip. Wenn diese „Berge“ überwunden sind, ist schon ein gutes Stück materieller Besserung erreicht.

Seidwachsen!



Kauft nur in unseren Konsum-Genossenschaften.

Nun aber gibt es dazu eine starke Waffe im Zusammenschluß der Konsumenten — die Genossenschaft. Hier ist der Verbraucher in der Gemeinschaft der anderen selbst Großkaufmann, der als solcher seine Bedarfsgegenstände billiger einkaufen kann. Das bedeutet preiswerte Ware, bedeutet als „Teilhaber“ des Unternehmens bei gutem Umsatz eine weitere Verbilligung durch die Ausschüttung des Gewinnes, der im Laufe des Jahres erzielt wurde. Wie viele Hilfen erwachsen aus solcher Betätigung? Wieviel materielle und ideale Werte sind in den Jahren des Bestehens unserer Genossenschaften schon entstanden, wie vielen Familien ist die Genossenschaft ein ständiger, immerwährender Segen.

Darum sollte die Fürsorgerin aufmerksam machen, sollte weckend und fördernd mitwirken, wenn es um die Behebung wirtschaftlicher Not geht. Wir müssen heraus aus dem Schlendrian des Wartens auf andere. Auch unsere politische Lage hat es wieder in aller Deutlichkeit gezeigt. Selbst die Hand ans Werk gelegt, hat immer noch am besten geholfen.

C. H.

Der Propst sah sein leuchtend Gesicht. „Gegen die alte Kirche“, sagte er. „Ihr entsetzt Euch nicht davor?“

„Nein, gnädiger Herr, ich will's nicht leugnen.“

Des Grafen Blicke blieben an ihm hängen, das Lächeln kam wieder in sein Gesicht.

„Und seid doch nach Würzburg empfohlen“, sprach er. „wo ich Dompropst bin, und wo der Bischof nicht so mild urteilt, wie mein Bruder in Mainz. — Ihr erkennt jedoch meine eigene Lage und seht, wie bedrängt diese ist.“

In mancherlei Unruhe überlegte Florian diese Eröffnungen des Dompropstes, als er von der bischöflichen Tafel zurückkehrte. Die Vertrauten des Fürsten hatten ihn mit spöttischen Gesichtern empfangen und die Frage getan, wann er die neuen schönen Einrichtungen nach dem Muster des Herrn Markgrafen einzuführen gedenke! Ein anderer, ob seine Schützen auch die vielen Spähen in den Weinbergen austrotten würden!

Florian suchte dies möglichst zu vergelten, ohne den Schranken die Freude zu machen, sich in seinem Aerger zu weiden, und dies gelang ihm um so eher, da der Bischof heut wieder zutunlicher war, als seit langer Zeit.

Die Tage zogen eintönig und doch voll ungewisser Spannung dahin. Eines Mittags aber sprang lachend der Page Reinstejn in das Gemach Florians und flüsterte ihm zu, er habe wichtigste Meldung für ihn. Nur müsse Florian sofort mitkommen in die Stadt. Friedrich Süß, ein Bekannter Reinstejn's, warte auf ihn. Florian sprach etwas von Falle. Aber Reinstejn bezwang ihn. Sie gingen schnell den Burgweg hinab in die Stadt. Es dunkelte schon, als sie über die Mainbrücke schritten.

Erst nachdem sie nahe an das Stephanstor gelangt waren, stand der Page vor einem der schmalen, hohen Bürgerhäuser still, kloppte die Steinfußn auf und klopfte an die Tür. Florian folgte ihm nach; die Fenster im oberen Geschoss waren hell. Als aufgetan wurde, war es Friedrich Süß selbst, welcher geöffnet hatte.

„Kommst du allein?“ fragte er.

„Nein, hier ist der Junker.“

„Was habt Ihr mir zu sagen?“ fragte Florian, indem er sich sogleich an den Priester wandte.

Bekanntmachung

Sonntag, den 17. April 1932, ist der 17. Wochenbeitrag fällig.

Inhaltsverzeichnis

Der Deutsche Metallarbeiter:

Hauptteil:

Metallarbeiterchaft, Arbeitslosigkeit und Siedlungsfragen (Wr.), S. 241. Siedlung tut not (Staatsminister Dr. h. c. Heinrich Brüning), S. 242. Wie können Metallarbeiter siedeln? (Dr. Striemer, Berlin), S. 242. Der neue Zug: Von West nach Ost (Hbm.), S. 244. Wie ist es mit der Dorfsiedlung? (S. B.), S. 246. Die wirtschaftliche Seite des Donaubund-Plans (Dr. Flemmig), S. 246. Goldhortung und Weltwirtschaftskrise (Hausleiter), S. 248. Die Wirtschaftsentwicklung im zweiten Halbjahr 1931 (G. Pelster), S. 249.

Verbandsgebiet:

Friedrich Arens, Duisburg + (K.), Generalversammlung Schweinfurt; Troh der Krise in Magdeburg vorwärts (P.), S. 250. Auch Blumenthal kam vorwärts (Saase), S. 251.

Umschau:

Der Preissturz für die Landwirtschaft; Kreugers Welttrutz, S. 252.

Unterhaltung:

Florian Oeyer (Theodor Mügge), S. 249.

Frauenleben:

Metallarbeiterfrauen, uns ruft das Leben! (Kollegin A. S., Kl. Steinhelm), S. 253. Wir, unsere Not und unsere Jugend! (Kollegin B. Messer, Meiderich), S. 253. Messer, Gabel, Scher' und Licht (Maria Schlerk-Koch), S. 254. Frühjahrskuren (Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Klemperer, Berlin), S. 254. Arbeiterfrau und Genossenschaften (O. S.), S. 255.

Bekanntmachung:

Seite 256.

Schriftleitung: Georg Wieber. — Verlag: Franz Wieber, Duisburg, Stapel-
tor 17. — Druck: Echo-Verlag und -Druckerei, e. G. m. b. H., Duisburg.



„Folgt mir nur, edler Herr“, erwiderte Friedrich Süß, „ich bin es nicht, der Euch sehen und sprechen möchte, sondern ein Freund, der Euch erwartet.“

Er ging die Stiege voran, Florian ihm nach. Plötzlich tat ein Zimmer sich auf, helles Licht fiel auf ihn.

„Gott sei gelobt!“ rief eine freudige Stimme, die in Florian widerbebt, daß er seine Arme ausbreiten mußte. Er hielt die Hände fest, die in seinen Händen lagen, und blickte in ein glücklich strahlendes Gesicht.

Es war Christine Sipler; neben ihr stand der Pfarrer Freibacher.

(Fortsetzung folgt.)